Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenf

Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. G. Fink.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1862.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Schuld und Unschuld.

Roman von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersezt
von
Dr. G. Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1862.

Schuld und Unschuld.

Zweiter Theil.

Als Schuldfried am folgenden Morgen ganz früh aus ihrem Zimmer herabkam und sich in den Garten begeben wollte um ihre Herbstblumen und ihre kleinen Mistbeetpflanzen zu besorgen, ging Annika ihr entgegen und brachte ihr einen beschriebenen Papierstreif mit den Worten:

„Doctor Wagner fuhr so eben hier vorbei; er muß zur Frau des Waldschüzen, die krank ist, und da bat er mich Dir dieß Billetchen zu übergeben."

Schuldfried fühlte wie sie erröthete, als sie das Papier aus der Hand der alten Dienerin empfing. Sie öffnete es; es stand da auf französisch: „Wenn Sie einen Unglücklichen trösten wollen, so machen Sie um acht Uhr in der Frühe einen Spaziergang auf dem Waldweg." Diese Zeilen waren mit dem Namen Wagner unterzeichnet.

Schuldfrieds Herz schlug vor Unruhe und Freude. Es waren noch zwei Stunden bis zur festgesezten Zeit. Sie wollte eben in den Garten hinabgehen, um sich die Langeweile des Wartens mit den gewöhnlichen Geschäften daselbst zu vertreiben, als Annika von der Küche aus ihr rief.

„Was willst Du?“ fragte Schuldfried.

„Du sollst zur Frau hineinkommen,“ antwortete Annika.

„Ist Mama aufgestanden?“

„Ja wohl; sie hat gesagt daß sie Dir vor dem Frühstück Etwas zu sagen habe.“

Schuldfried ging zur Mutter hinein. Es war höchst selten daß sie die Schwelle ihres abgeschiedenen Zimmers betrat. Frau Smith hatte zwar ihrer Tochter nicht verboten hinzugehen, aber dieß fiel Schuldfried niemals ein. Das Stübchen bildete für die Phantasie des Mädchens einen Platz wo finstere und düstere Geister weilten, und es kam ihr vor als ob jeder Gegenstand darin mit Thränen getränkt wäre. Wenn es je einmal geschah daß Schuldfried hineingerufen wurde, so überkam sie immer ein Schauer. Dieß war Etwas wovon sie sich noch nicht hatte befreien können. Als daher Annika sagte daß sie hineinkommen solle, machte Schuldfried ein ganz unglückliches Gesicht.

Frau Smiths Zimmer lag rechts von dem kleinen Saal, welcher das erste Gemach bildete in das man kam. Links lag das sogenannte Arbeitszimmer. Dieses war groß, hell und hatte vier Fenster. Drin stand ein Clavier, ein schöner Bücherschrank, eine Laute, ein Zeichnungsständer und einige kleine Sophas mit ihren Arbeitstischen. Die Fenster waren mit Blumentöpfen angefüllt und das Ganze hatte etwas höchst Anheimelndes, zumal da man eine ausgezeichnet schöne Aussicht darin genoß. Der Saal war kleiner und düsterer, weil das dichte Laubwerk der

Bäume das Tageslicht nicht ungehindert hereindringen ließ. Sein Ameublement war schwerfällig; es bestand aus einem braun angestrichenen Sopha und dito Stühlen mit schwarzen Lederüberzügen, einem Anrichttisch, einem Speisetisch und einer Wanduhr.

Frau Smiths Zimmer war klein und von höchst besonderem Aussehen. Ein eisernes Bett, umgeben von grünen Vorhängen die in Folge der Jahre bedeutend abgeschossen waren; über demselben eine ursprünglich grüne Decke, aber jezt voll von dunkeln Flecken von einer unheimlich bräunlichen Farbe und Blutspuren ähnlich. Innerhalb des Vorhangs hing ein Pistol mit beschmuztem Kolben und rostigem Rohr. An der Wand, gerade vor dem Bett befand sich das Porträt eines Mannes in der Blüthe seiner Jugend. Die Züge waren äußerst edel und seelenvoll; sie besaßen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen Schuldfrieds. Unter dem Porträt, an einem Nagel, hingen ein Mannsrock und eine Weste, beide mit dunkeln Flecken bedeckt. Zwei Stühle, deren Ueberzug so abgenüzt war daß er da und dort große Neigung zum Zerreißen zeigte, ein eichenes Tischchen mit Uhrgestell und einer Uhr, ein Pfeifenständer mit mehreren schönen Pfeifen, ein Rasierzeug mit allerlei Schächtelchen, ein Bücherständer voll älterer Bücher und ein wackeliger Schreibtisch vollendeten das Ameublement. Das Fenster war weder mit Gardinen noch mit Blumen geschmückt; der düstere Schein der dadurch hereinfiel gab dem Ganzen ein melancholisches Gepräge: Es war als flüsterte jeder Gegenstand in diesem Zimmer von Ereignissen so dü-

sterer Art daß selbst das Tageslicht vor den Erinnerungen daran zurückbebte.

Als Schuldfried die Thüre öffnete und zur Mutter hineintrat, war es ihr gerade als ob sie in ein Grab stiege.

Frau Smith saß vor der herausgezogenen Schublade des Arbeitstischchens. Sie stüzte ihren Arm auf dieselbe und den Kopf in die Hand. Sie glich, während sie so dasaß, der Reue, welche verzweiflungsvoll Gegenstände anstarrt die Zeugen von Bösem gewesen, worüber das Gewissen ohne Hoffnung auf Versöhnung weint. Vor ihr lag ein fertiger Brief den sie zusammengelegt und versiegelt, aber noch nicht überschrieben hatte. Frau Smith hatte ihren Rücken der Thüre zugekehrt, und da diese leise aufging, bemerkte sie den Eintritt der Tochter erst als sie an ihrer Seite stand und mit einer gelinde zitternden Stimme sagte:

„Guten Morgen, Mama, Du hast mich rufen lassen.“

„Ah, bist Dus, mein Kind?“ Frau Smith erhob sich und ließ ihre Lippen ganz leicht die Stirne der Tochter berühren.

„Ich wollte Dir sagen, meine geliebte Schuldfried, daß ich heute früh nicht mit Dir arbeiten kann, sondern wünsche daß Du die arme Frau des Waldschüzen besuchest, die da drüben in ihrer Hütte krank und allein liegt. Erkundige Dich was sie für sich und die Kinder bedarf und nimm einen Korb voll Speisen mit. Annika wollte hingehen; aber ich weiß, Du nimmst Dich so gerne der Armen an, daß ich Dich dieser Freude nicht berauben wollte.“

„Ach Du gute Mama, daß Du immer daran denkst mir Freude zu machen und den Hilfsbedürftigen beizustehen.“

Frau Smith strich das Haar aus der reinen, freien Stirne der Tochter und betrachtete sie mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„O wenn ich von Deinem Leben jeden Kummer wegnehmen, wenn ich mit endlosen Qualen für mich selbst eitel Freude für Dich erkaufen könnte, dann ... dann würde ich den Muth besitzen unter dem Schmerz zu lächeln. Jezt ...“ sie wandte sich ab und fügte hinzu: „Jezt ahnst Du nicht welches traurige Erbe Du bekommen hast.“

„Geliebte Mama, welches Erbe ich auch bekommen haben mag, so bin ich stolz darauf Dich Mutter nennen zu dürfen,“ sagte Schuldfried, indem sie die Mutter umschlang; diese aber stieß sie heftig von sich und sagte:

„Geh!“

„Mama, bist Du böse auf mich?“ rief Schuldfried erschrocken.

„Ich böse auf Dich? Nein, niemals, aber verlaß mich jezt! Die arme Frau wartet auf Dich.“

Schuldfried küßte der Mutter Hand und verließ das Zimmer.

Aus einer Gartenarbeit wurde nichts, sondern Schuldfried mußte jezt alle die Sachen besorgen die sie der armen Frau und ihren Kindern mitbringen wollte. Nachdem sie in einen Korb gelegt waren, mußte sie nothwendig Cafe trinken, denn, meinte Annika, das ginge doch nicht an daß das Kind mit hungrigem Magen einen so langen Weg machte.

Die Alte hätte ein solches Unglück für ihren Liebling nicht überleben können. Aber nicht genug mit dem Cafe; Schuldfried wurde auch noch mit prächtigen weißen Brödchen bewirthet, damit sie ja keine Magenschwäche bekommen sollte. Troz aller Versicherungen des jungen Mädchens daß sie nicht mehr könne, ließ die Alte nicht nach bis die Brödchen verzehrt waren. Alles das vertrödelte die Zeit, so daß es beinahe acht Uhr war als Schuldfried heiter die Allee entlang wandelte. Sie war ungemein erfreut über den Gedanken daß sie den Fremden sehen oder Etwas über ihn erfahren solle. Bei der Einbiegung in den Waldweg traf sie auch wirklich Lothar, der mit aufgeregter Miene ihr entgegen kam. Ehe er ein einziges von all den bittern Worten vorbringen konnte welche die Eifersucht ihm eingab, rief Schuldfried:

„Welche Ewigkeit seit wir uns nicht mehr getroffen haben! Jezt werde ich wieder vergnügt, da ich Sie wieder sehe."

Sie reichte ihm die Hand und lächelte so freundlich, daß der Schimmer davon sich auf Lothars Zügen wiederspiegelte. Aller Unmuth und alle Erbitterung verschwand bei ihrem Anblick und ein unbeschreiblich milder Eindruck kam unter die stürmischen Elemente. Er ergriff die dargebotene Hand ohne alle Heftigkeit, ganz wie ein Freund die Hand eines andern ergreift und drückt. Seine Stimme verrieth durchaus keine Aufregung, als er ganz wehmüthig versezte:

„Wie kann ichs wagen an Ihre Worte zu glauben, da Sie so hartnäckig, so grausam mich ver-

urtheilt haben sich nicht eine Minute lang von mir sehen oder sprechen zu lassen? Sie konnten Ihren alten Freunden nicht eine einzige Viertelstunde zu Gunsten des neuen abstehlen. Wie schmerzlich mußte ich das empfinden, da ich in Ihrem Benehmen einen deutlich ausgesprochenen Wunsch zu finden glaubte mich nicht wieder zu sehen und ..."

„Still! Sie versündigen sich wenn Sie so sprechen. Sie wußten wohl daß es gegen meinen Willen geschah und daß ich Sie gerne getroffen hätte. Im Uebrigen," fügte sie mit ihrem hellen Lachen hinzu, „habe ich Ihnen dieß ja erst vor Kurzem gesagt. Lassen Sie uns also die Gegenwart nicht durch Gespräche über die Vergangenheit verbittern. Ich bin in diesem Augenblicke so selig und vergnügt daß ich aus lauter Wonne singen möchte."

Schuldfrieds Gesicht war so freudestrahlend daß auch der mißtrauische Lothar daran glaubte und alle Eifersuchtsgedanken verschwanden. Sie war so schön, ihre Augen lächelten so freundlich und schalkhaft, ihre Worte waren so ungekünstelt, daß der größte Zweifler ohne Bedenken sich hätte hinreißen lassen.

„Sie sind ein wunderliches Wesen; mit einem Blick, einem Wort können Sie die Nacht in Tag verwandeln. Als ich durch den Doctor den Wunsch äußern ließ Sie zu sehen, war es eitel Nacht in meiner Seele, und jezt ..."

„Ist es eitel Sonnenschein? Nicht wahr?"

„Vollkommen! Wissen Sie was Sie gleichen?"

„Einem Landmädchen das einen Korb trägt," sagte Schuldfried lachend.

„Ah, verzeihen Sie, ich sah den Korb nicht, ich sah bloß Sie; aber für wen ist er bestimmt?“

„Für die arme kranke Frau des Waldschüzen.“

„In diesem Fall geben Sie ihn mir zum Tragen.“

Lothar, der Besizer von Millionen und Gebieter einer zahlreichen Dienerschaft, machte sich jezt zum Träger eines Mädchens dessen Mutter einen seiner unbedeutendsten Pachthöfe bewohnte. Schuldfried hinwiederum, die ein ganz natürliches Raisonnement hatte, ließ den jungen Mann den Korb nehmen, weil er nach ihrer Ansicht mehr Kräfte besaß als sie. Als sie ihm denselben überreichte, sagte sie scherzend:

„Ich bin weit gegangen und habe darauf gewartet Ihnen den Korb geben zu können.“

Lothars Züge veränderten sich augenblicklich.

„Mein Gott!“ fügte Schuldfried hinzu, als sie diese Veränderung sah, „haben Sie sich in der Zeit wo wir getrennt waren Ihre Empfindlichkeit nicht abgewöhnen können? Wir sprechen ja nur von einem Speisekorb. Von einem andern kann ja nicht die Rede sein. Aber apropos, warum schrieb der Doctor daß ich mich hier einfinden solle? Warum haben Sie es nicht selbst gethan?“

„Haben Sie das Versprechen vergessen das Sie mir abnahmen?“

„Ach es ist wahr. Das habe ich ganz vergessen.“ Sie sah ihn an. „Diesen Zug von Ihnen, ein Wort nicht zu brechen, achte ich hoch. Dieß war mehr finnisch als russisch.“

„Und doch bin ich ein Russe und kein Finne.“

Unter solchen Gesprächen wurde der Weg bis an

die Hütte des Waldschüzen zurückgelegt. Schuldfried schwazte wie ein verwöhntes Kind voll Lebenslust. Sie vergaß alles Andere und gab sich dem reinen angenehmen Eindruck hin der ihre Brust erfüllte. Lothar fühlte sich von ihrem unschuldsvollen Wesen so beherrscht, daß sie gleichsam einen Theil ihrer eigenen sorglosen Stimmung auf ihn übertrug. Ungewiß ist ob, troz allem was Lothar zu sagen beschlossen hatte, ein Wort von tieferer und ernsterer Art zwischen ihnen gewechselt worden wäre, wenn nicht ein kleines an sich unbedeutendes Ereigniß die für den Augenblick eingesungenen Leidenschaften in der Brust des jungen Mannes geweckt hätte.

Als sie vor dem Häuschen des Waldschüzen standen, sagte Lothar:

„Ich gebe Ihnen den Korb jezt zurück und hoffe daß Sie mich nicht gar zu lange warten lassen.“

Er trat auf die Seite und Schuldfried verschwand. Etwas mehr als eine halbe Stunde verfloß bis sie wieder sichtbar wurde.

Während Lothar wartete, überließ er sich Betrachtungen höchst wechselnder Art. Einige Augenblicke ehe Schuldfried heraustrat, kam ein großer schöner Jagdhund an ihm vorbeigestürzt, wie er ausgestreckt im Grase lag. Bald darauf ließ sich ein scharfer Pfiff vernehmen. Lothar drehte sich um und sah nach der Richtung woher das Getöne kam. In einiger Entfernung im Walde zeigte sich ein junger Mann in jägermäßiger Ausrüstung, der schnellen Schrittes denselben Weg einschlug wie der Hund. Die ganze Erscheinung war augenblicklich gewesen, denn im nächsten Moment waren Hund und Jäger

im Gebüsche verschwunden; aber troz ihrer vorübergehenden Natur war Lothar gleichwohl auf einmal in den wilden Wirbel seiner Leidenschaften zurückgeschleudert worden. Er sprang auf als wollte er dem Entschwundenen nachsezen, aber in diesem Augenblick stand Schuldfried vor ihm. Auch ihre Züge trugen nicht mehr den strahlenden lächelnden Ausdruck wie beim Eintritt in die arme Hütte. Das Elend das sie da gesehen, hatte die Freude weggeblasen. Ihre Gedanken waren so fest darauf gerichtet daß sie den düstern Ausdruck in Lothars Gesicht nicht beachtete. Sie sagte bloß:

„Lassen Sie uns gehen.“

Lothar gehorchte und nun gingen sie lange schweigend neben einander.

Endlich wandte sich Schuldfried gegen ihn und sagte mit bittender Stimme:

„Sie sind ein Freund des Eigenthümers von Kronbrück; sagen Sie ihm doch daß ein kleines Scherflein von seinem Ueberflusse ihm den Segen einer Familie verschaffen könnte. Bitten Sie ihn der bedürftigen Waldschüzenfamilie zu helfen. Ein so reicher Herr sollte auf seinen Gütern keine so armen Geschöpfe haben wie diese sind.“

„Noch heute soll ihrer Armuth abgeholfen werden,“ antwortete Lothar.

„Dank für das Versprechen.“

„So bedürftig diese Leute sein mögen,“ fuhr Lothar fort, „so bezweifle ich doch ob sie so arm sind wie derjenige dessen Unterstüzung Sie für dieselben in Anspruch nehmen.“

Schuldfried bemerkte jezt erst sein düsteres Aussehen.

„Wie finster Sie dreinschauen!“ rief sie; „haben auch Sie ein Bild des Kummers vor Augen gehabt, so lange ich drinnen war?“

„Ich habe immer Bilder des Kummers so lange ich Sie nicht sehe. In Ihrer Nähe vergesse ich mein unglückliches Schicksal und gebe mich dem Entzücken des Augenblickes hin. Sie zaubern alle düstern Gedanken gleichsam hinweg, und ich vergesse die Wirklichkeit über den Träumen die mich bethören. So z. B. haben wir auf dem ganzen Herweg gescherzt, und gleichwohl hatte ich einen ganz anderen Grund warum ich eine dritte Person ansprach um diese Unterredung zu erlangen.“

„Sie haben Recht; daran dachte ich nicht.“ Schuldfried blieb stehen und fügte ruhig hinzu: „Sie kommen doch nicht um mir Lebewohl zu sagen?“

„Und wenn es so wäre?“ Lothars Blick ruhte auf Schuldfried als wollte er in ihrem Herzen lesen.

„Das würde mich tief betrüben.“ Ihre Augen standen voll Thränen. Schuldfried sezte sich auf einen Felsen der sich neben dem schmalen und beinahe ungebahnten Fußpfad erhob worauf sie gingen.

„Sie würden mich also vermissen?“ stammelte Lothar.

„Ich würde Sie sehr vermissen. Vielleicht allzu sehr, mehr als ich sollte,“ flüsterte Schuldfried.

„Wenn es so ist, wie konnten Sie mich dann neulich so lang ohne alle Gelegenheit Sie zu treffen lassen?“

„Es hing ja nicht von mir ab. Mein Freund

und Tage sagten immer, ich dürfe nicht allein gehen, und deßhalb holten sie mich ab. Gestern war ich wirklich so tief betrübt darüber mit Ihnen nicht sprechen zu dürfen, daß es mir sogar auf Junta ganz und gar nicht wohl zu Muthe war."

„Erinnern Sie mich nicht an gestern, denn sonst tritt mir Ihr Bild vor die Augen wie Sie mit diesem jungen Manne da auf der Weidenbank saßen. O in diesem Augenblick fand sich nicht ein einziger freundlicher Gedanke, nicht eine einzige Erinnerung an mich in Ihrer Seele vor. Auch hätte dieses Bild von Ihnen und von ihm mich beinahe so weit getrieben daß . . ." Lothar that sich Einhalt als erschräcke er über seine eigene Heftigkeit; dann fügte er, als er Schuldfrieds unruhigem Blick begegnete, hinzu: „Verzeihen Sie mir, ich will und werde ruhiger werden."

„Ich begreife nicht warum Sie aufgeregt sind, warum meine Besprechung mit Tage Ihren Zorn hervorrufen kann. Sie sagen, ich hätte Sie vergessen, und dennoch sprachen wir gerade von Ihnen."

„Sie sprachen mit ihm von mir?"

„Ja gewiß, oder vielmehr Tage sprach von Ihnen und ich erzählte ihm von unserer Bekanntschaft."

„Ich beneide den jungen Mann um sein Glück."

„Sie beneiden ihn? Und um was?"

„Um Deine Liebe," hätte Lothar sagen mögen, aber in Schuldfrieds Haltung lag Etwas was ihn zwang mit erkämpfter Ruhe zu sagen:

„Um die Freundschaft und das Vertrauen womit Sie ihm zugethan sind."

„Aber mein Gott, ich kann Sie nicht auf die-

selbe Art lieben wie Tage," fiel Schuldfried lächelnd ein. „Er und ich waren ja als Kinder die einzigen Freunde für einander. Er ist mein Bruder und ich bleibe immer seine Schwester."

„Wenn er Ihr Bruder ist, was bin dann ich?"

„Das weiß ich nicht; ich weiß bloß daß es mir Freude macht Sie zu sehen, daß ich gerne Ihre Freundin sein möchte. Aber wenn man sagte, ich müsse auf Ihre oder Tages Freundschaft verzichten, so wäre es die Ihrige, weil . . ."

„Weil sie Ihnen gleichgiltig ist," fiel Lothar heftig ein. „O ich weiß ja daß ich Nichts für Sie bin."

„Sie wissen das Gegentheil," sagte Schuldfried, dießmal beinahe verdrießlich; „aber es ist recht böse von Ihnen immer zu glauben daß ich etwas Anderes sage als was ich denke." Jezt erhob sie sich um zu gehen, aber Lothar hielt sie auf mit den Worten:

„Bleiben Sie, ich bitte, und verzeihen Sie mir meine Ausbrüche von Heftigkeit. Ich will ruhig sein, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, was Sie auch sagen mögen; nur hören Sie mich geduldig an und antworten Sie mir aufrichtig."

„Das verspreche ich." Schuldfried sezte sich wieder.

„Ist es Ihnen nie eingefallen," begann Lothar, „darüber nachzudenken was mich unaufhörlich in Ihren Weg zurückführte?"

„Sie haben mir ja gesagt daß meine Gesellschaft Ihnen Vergnügen mache, und da es mir eben so geht, so habe ich mich in keine Grübeleien über eine so einfache Sache eingelassen."

„Aber Sie besizen neben Ihrer Unerfahrenheit einen von Natur überlegenen Verstand, und dieser muß Ihnen unwillkürlich sagen daß der Reiz den Ihre Gegenwart auf mich ausübt, von einem stärkern Gefühl ausgeht als von einem augenblicklichen Vergnügen."

„Ja, ich glaube daß Sie mich lieb haben." Schuldfried erröthete gelind.

„Sie haben Recht. Ich habe Sie wirklich sehr lieb. Sie sind das einzige lebendige Wesen an das ich mich mit Seele und Herz gefesselt habe. Schon bei Ihrem ersten Anblick waren Sie mir theuer und lieb, so lieb daß ich fürchtete, meine Worte oder irgend Etwas von mir möchten Sie schmerzen oder beunruhigen. Obschon Ihre Freundschaft das kostbarste Geschenk war das Sie geben konnten, so scheute ich mich beinahe es anzunehmen, weil ich fürchtete, mein Gefühl für Sie möchte einen anspruchsvolleren Character bekommen. Ich wollte Sie nicht meinen heftigen Leidenschaften aussezen. Um Sie, wenn auch nur einige Minuten, täglich zu sehen, hätte ich gern alle weltlichen Vortheile von mir geworfen. Sie sind Alles was die Erde Liebes und Theures für mich besizt, und gleichwohl würde ich vielleicht nie gesagt haben: Schuldfried, ich liebe Sie, wenn nicht meine Verzweiflung darüber daß ich Sie jezt verliere mich dazu getrieben hätte. Ich weiß daß Sie mich nicht lieben, ich lese das in diesem Augenblick auf Ihren bleichen Wangen, und ich habe nie darauf gehofft. Aber ich hatte gehofft daß Ihr Herz auch keinem Andern gehören würde. Auch diese Hoffnung haben die Umstände mir entrissen."

Schuldfried verbarg ihr Gesicht in den Händen; sie weinte. Lothar rief:

„Aus Gnade, aus Barmherzigkeit, weinen Sie nicht! Haben meine Worte Sie so erschreckt daß sie Thränen hervorrufen? Flößt meine Liebe solchen Abscheu ein? O sprechen Sie, sagen Sie ein einziges Wort der Verzeihung, des Mitleids. Ehe ich Ihnen einen bittern Augenblick bereite, will ich lieber diese Gegend verlassen und nie hieher zurückkehren. Ich werde, wenn Sie es wünschen, so weit wegfliehen, daß nicht einmal der Klang Ihres Namens mein Ohr treffen soll. Ihnen Kummer zu bereiten ist für mich der Tod. Möge ich daher lieber zu der bittern Qual verurtheilt werden Sie als die Braut eines Andern glücklich zu sehen!“

„Nie!“ flüsterte Schuldfried.

„Nie!“ rief Lothar und ergriff ihre Hand. „Schuldfried, spielen Sie nicht mit mir? Sagen Sie, was enthält dieses Nie? Werden Sie nie die Braut eines Andern werden?“

Schuldfried zog rasch ihre Hand weg, erhob sich und sagte:

„Nein, eine innere Stimme sagt mir das. O mein Gott,“ fügte sie traurig hinzu, indem sie sich zu Lothar wandte, „warum haben Sie so zu mir gesprochen? Warum haben Sie mit Ihren Worten die Freude zerstört die ich in Ihrer Nähe empfand? Jezt ist es als ob eine ganze Welt zwischen uns läge, so verändert erscheint mir Alles. Wenn Sie Barmherzigkeit haben, so sprechen Sie nicht mehr so.“

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ bat Lothar, „und sagen Sie daß Sie nicht böse sind, sagen Sie . . .“

„Hier ist meine Hand. Ich bin nicht böse, aber ich bin betrübt. Ich fühle mich mir selbst fremd und gleichsam geschieden von denjenigen die ich früher am innigsten liebte."

Lothar führte ihre Hand an seine Lippen und stammelte:

„Warum mir auf einmal so viel und so wenig Hoffnung geben? Morgen, vielleicht schon heute wird Tage Ihre Hand begehren. Sie werden dann . . ."

„Seine Schwester bleiben. Tage wird mir nie ein solches Leid anthun wie dasjenige ist das Sie jezt andeuten. Zwischen ihm und mir stehen Sie."

Schuldfried that einige Schritte um sich zu entfernen. Lothar folgte ihr. Sie wandte sich um mit den Worten:

„Wenn Schuldfried Ihnen lieb ist, so verlassen Sie sie jezt. Sie bedarf der Einsamkeit."

„Und wann, wann sehe ich Sie wieder?"

„Ich weiß nicht. Machen Sie jezt keine Fragen."

Sie sah ihn mit so bittendem Blicke an, daß Lothar mit einer stummen Verbeugung auf die Seite trat und sie vorbei ließ. Er blieb unbeweglich auf dem Plaze. Als sie ein Stück weit gegangen war, wandte sie sich um und blieb stehen. Im Augenblick war Lothar an ihrer Seite.

„Wünschen Sie Etwas?"

„War es Ihre Absicht mir heute Lebewohl zu sagen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ja."

„Wann werden Sie reisen?"

„Das hängt von Ihnen ab."

Schuldfried sezte ihren Weg fort und Lothar

ging an ihrer Seite. So verfloß eine gute Weile. Plözlich sagte sie mit einem halben Lächeln:

„Ich glaube, wir vergessen ganz was wir so eben sagten."

„Vergessen?"

„Ja, wenigstens jezt. Eigentlich weiß ich nicht warum ich so sehr erschrack. Sie sind ja ganz sich selbst gleich, ganz so wie ich Sie mir gerne dachte. Sie sehen gar nicht so düster aus wie dort." Sie nickte mit dem Kopfe nach dem Plaz wo sie früher gesprochen hatten.

Der Weg war hier sehr steinig und abschüssig. Lothar reichte Schuldfried die Hand um ihr zu helfen und Schuldfried nahm dieselbe, während sie fortfuhr:

„Sie kommen mir manchmal vor wie zwei Menschen. So eben noch erschrack ich beinahe vor Ihnen und mir selbst, und ich hatte große Lust uns beiden zu entlaufen. Jezt ist es mir wieder als ob wir alte gute Freunde wären."

„Freunde," wiederholte Lothar mit einem beinahe traurigen Blick.

„Nicht diese Miene; sonst könnte ich wieder entspringen wollen, um mich hernach darüber zu beunruhigen daß ich Sie betrübt habe." Schuldfried sah Lothar mit einem so freundlichen und herzlichen Ausdruck an, daß man keines Zauberglases bedurfte um eine reine und wahre Ergebenheit darin zu lesen. Gleichwohl hatte dieser plözliche Wechsel in Schuldfrieds Benehmen etwas so Eigenthümliches und Ungewöhnliches, daß Lothar sich dadurch einige Augenblicke verblüfft fühlte. Erst war sie traurig gewesen und hatte geweint, hernach scheu, und jezt war sie

wieder das ungekünstelte Kind das mit der unbefangensten Aufrichtigkeit von sich selbst sprach. Lothar betrachtete sie mit verwundertem Blick, während sie den Abhang hinabgingen, und Schuldfried stützte sich auf seine Hand.

„Sie bereuten es also daß Sie mich so plözlich verlassen wollten?" sagte er.

„Ja, und darum blieb ich stehen." Sie lachte: „Ich war gezwungen so zu handeln, sonst hätte ich keine Ruhe bekommen, sondern den ganzen Tag Ihr trauriges Gesicht vor mir gehabt. Sie haben mir wirklich viele unruhige Augenblicke bereitet." Schuldfried hielt den Kopf schief und warf ihm einen zärtlichen und dennoch schalkhaften Blick zu.

Lothar blieb stehen und betrachtete sie mit einem Ausdruck von Zufriedenheit und Glück wie Schuldfried noch nie gesehen hatte.

„Habe ich Ihnen unruhige Stunden bereitet?" fragte er und lächelte.

„Haben Sie die Güte weiter zu gehen," sagte Schuldfried, die ebenfalls hatte stehen bleiben müssen.

„O nein, ich habe keine Lust zu gehorchen, bevor Sie mir geantwortet haben. Ueberdieß will ich Sie recht betrachten, um den Ausdruck den Ihr Gesicht jezt trägt meinem Gedächtniß einzuprägen. — Wann soll ich reisen?" fügte er mit einer Stimme hinzu, welche die kleine Hand die in der seinigen ruhte zum Zittern brachte.

„Das werde ich Ihnen ein andermal sagen, aber jezt will ich nicht länger hier stehen."

„Sie haben meine erste Frage noch nicht beantwortet."

„Ich lasse mich nicht zwingen; noch mehr, ich will sie nicht beantworten.“

Sie gingen wieder weiter und Lothar sagte scherzend:

„Das finnische Mädchen hat jezt einen Russen zur Stüze.“ Schuldfried wollte seine Hand loslassen, aber er behielt sie fest, indem er in ernstem Tone hinzufügte: „Es gibt eine Macht die alle Volksstämme vereinigt, die nichts von besonderen Vaterländern weiß, sondern die Bevölkerung der ganzen Erde zu einer einzigen macht; und diese Macht ist die Liebe. In der Liebe knieen wir Alle vor demselben Gott, und seine Vaterarme stehen uns Allen offen. Alles was von ihm ausgeht ist bestimmt das zu vereinigen und zu versöhnen was Haß und Vorurtheil abgesondert haben. Die Liebe gleicht Alles aus und veredelt Alles.“

Sie waren jezt am Fuße des Hügels, und Lothar ließ ihre Hand los mit den Worten: „Sie sind wieder frei. Fühlen Sie sich jezt glücklicher?“

„Ich habe mich nicht unglücklich gefühlt.“

„Sie sind ein wunderliches Mädchen und rufen auf eine unerklärliche Art bald Glauben, bald Zweifel hervor. Sie ziehen mich zu Ihnen hin und doch zwingen Sie mich in der Entfernung stehen zu bleiben; Sie halten die Worte auf meine Lippen gefesselt und doch nöthigen Sie mich zu sprechen. So auch jezt. Ich möchte in diesem Augenblick eine Frage an Sie stellen, aber ich wage es nicht, und gleichwohl enthält die Antwort auf diese Frage mein ganzes Leben.“

„So fragen Sie nicht. Sie würden ganz sicher

wieder Unruhe und Furcht hervorrufen. In diesem Augenblick fühle ich mich so glücklich, daß ich gerne diesen Eindruck wahrer Freude behalten möchte."

Bei der Allee trennten sie sich. Lothar sagte da:

„Ueberzeugen Sie sich morgen um diese Zeit daß die Familie des Waldschüzen die Unterstüzung erhalten hat welche Sie heute begehrten. Sie gehen doch hin?"

„Ganz sicher," antwortete Schuldfried.

Der morgende Tag — was er im Schilde führt, wissen wir nie, wir haben immer Ursache ihn zu fürchten.

Während die oben beschriebene Scene zwischen den beiden jungen Leutchen stattfand, wollen wir einen kleinen Besuch auf Junta machen und hernach sehen was sich auf Ektorp zuträgt. Zur selben Zeit wo Schuldfried die Zeilen vom Doctor erhalten hat, ging Tage mit seinem Hunde auf die Jagd. Er empfand ein unwiderstehliches Bedürfniß durch irgend eine heftige Bewegung seine Unruhe zu verscheuchen. Er traf Aberney nicht ehe er ausging, sondern sagte zu Tante Sara, er würde erst zum Mittagessen heimkehren. Als daher Aberney zum Frühstück kam, fand er bloß Sara. Der Professor sah gedankenvoll aus und antwortete einsilbig auf ihr Gerede. Nach dem Cafe wollte Aberney wieder auf sein Zimmer gehen, aber die Alte legte ihre eine Hand auf seinen Arm, während sie mit der andern ihre Schürze glättete.

„Lieber Neffe, ich habe Etwas zu sagen was ich schon lange aufgeschoben habe."

„Kannst Du nicht noch länger damit warten?“ fragte Aberney mit einem Lächeln, das zu erkennen gab daß er ungemein dankbar sein würde wenn sie dieß thäte.

„Nein, das kann ich nicht weil es sich um Schuldfried handelt.“

„Beste Tante, es ist wohl nicht die Rede davon sie zu verheirathen?“

„O nein, Du brauchst Dich nicht darüber zu beunruhigen daß ich mich in diese Sache mischen könnte, obschon ich weder taub noch blind bin und daher nur zu gut weiß daß Tage ganz unglückselig in das Mädchen verliebt ist; aber sieh, ich habe auch noch etwas Anderes bemerkt was Dir entgangen zu sein scheint, nämlich daß das Mädchen ganz und gar nicht in ihn verliebt ist.“

„Ei liebe Tante, das ist kein Grund mich aufzuhalten um von diesen Beobachtungen zu sprechen, zumal da Du sehr leicht die Wahrnehmung machen kannst daß ich etwas Anderes zu denken habe.“

„Jezt würde ich ganz Recht daran thun wenn ich schwiege, um Dich für Dein Benehmen gegen Deine alte Tante zu strafen; aber ich bin eine Christin, und darum halte ichs für meine Pflicht gewissenhaft zu handeln, zumal da es das Wohl eines Kindes betrifft.“

„Zur Sache denn! Um was handelt es sich?“

„Um Schuldfried, habe ich schon gesagt, obschon Du nicht darauf hören willst, sondern mich wie immer mit Deinen kurzen Antworten abzuspeisen suchst.“

Aberney kannte Tante Saras Gemüthsart und wußte daß er sich, wenn sie vor den Kopf gestoßen

wurde, ihrem Wortschwall unterwerfen mußte, oder daß sie ihm mehrere Wochen lang ein saures Gesicht schnitt. Er faßte daher sogleich seinen Entschluß, als er merkte woher der Wind blies; er sezte sich seufzend auf den Salonsopha, um Sara Alles aussprechen zu lassen was sie auf dem Herzen hatte. Als sie sich mit geläufiger Zunge darüber ergossen wie sie behandelt werde, wie wenig Rücksicht man auf sie nehme u. s. w., war der Aerger vorüber und Sara wieder gut wie Gold. Jezt erst hatte der Professor Hoffnung zu erfahren was sie eigentlich mitzutheilen hatte, aber er hütete sich wohl ein Wort zu sagen was einer Erinnerung glich, weil er sonst leicht in eine neue Sündfluth hätte gerathen können. Als Tante Saras Rede vorüber war, holte sie tief Athem, glättete ihre Schürze und sagte in einem gänzlich veränderten Ton:

„Hat Schuldfried Dir gesagt daß sie während des Sommers eine Bekanntschaft gemacht hat?"

„Nein, das hat sie nicht," antwortete der Professor mit einer Miene gänzlicher Gleichgiltigkeit, die es Jedermann unmöglich machte seine Gedanken zu erforschen. „Nun, was ist das für eine Bekanntschaft?" fragte er.

„Ein junger Mann. Entweder ist es der junge Canitz oder einer von seinen Gästen."

„Du weißt nicht bestimmt wer es ist?"

„Nein, das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich bestimmt daß er sie während Deines ganzen Aufenthaltes in Abo täglich traf; daß er auf allen Spaziergängen bei ihr war und oft ganze Nachmittage mit ihr zubrachte."

„Wer hat das Alles erzählt?“

„Mutter Monika in U.; ich glaubte es jedoch nicht, denn die Alte schwazt so viel wenn der Tag lang ist. Aber als ich das lezte Mal im Pfarrhaus war, sagte mir die Pfarrerin, sie habe es auch gehört, ihre Knechte haben sie verschiedene Mal gesehen, und die Dienerschaft auf Kronbrück habe gesagt daß der Baron jeden Tag auf den Hof der Wittwe reite. Auch der Waldschüz sah Schuldfried mit einem jungen Herrn im Wald spazieren gehen, der gewöhnlich an der Ecke auf sie warte. Jezt meine ich daß Du, da Du einen großen Einfluß hast, mit ihr über die Sache sprechen solltest, da die Mutter es nicht versteht besser auf das Mädchen Acht zu geben. Wir wissen beide recht gut daß Schuldfried alles das im puren Unverstand gethan hat, und obschon es wahrlich in meiner Jugend nicht anging daß ein ehrbares Mädchen mit einem jungen Mann auf den Straßen herumstrich, so sehe ich doch wohl ein daß es aus lauter Unwissenheit geschehen ist. Nun kann es inzwischen so gekommen sein daß diese Unwissenheit zwei böse Folgen mit sich geführt hat: erstens daß die Leute zu schwazen angefangen haben und zweitens daß Schuldfried ihr Herz verloren hat.“

„Was veranlaßt Dich zu einer solchen Vermuthung, Tante?“ fragte Aberney.

„Was mich dazu veranlaßt? Wie kannst Du so curios fragen? Glaubst Du denn daß ein Mädchen wie Schuldfried, das gewöhnt ist nur zu thun was ihr Vergnügen macht, jeden Tag hingehen und einen jungen Mann treffen würde, wenn seine Ge-

sellschaft ihr nicht angenehm wäre? Die gesunde Vernunft, mein lieber Victor, sagt ja daß sie eine Neigung zu ihm haben muß. Ueberdieß liegt in dem kleinen Umstand daß sie mir, Dir und Tage die ganze Bekanntschaft verschwiegen hat, ein schweres und schlimmes Zeichen. Ein Mädchen ist immer rückhaltsam wenn ihr Herz ins Spiel kommt; ist sie aber sonst offen und schweigt auf einmal, so kann man als ausgemacht annehmen daß sie ..."

„Daß sie in ihrer Einsamkeit mit kindlicher Freude Alles umfaßt was von dem gewöhnlichen einförmigen Leben abweicht," fiel Aberney ein und erhob sich, indem er hinzufügte: „Was Du mir da erzählt hast, Tante, das habe ich schon vor vierzehn Tagen gewußt."

„Vor vierzehn Tagen?" rief Sara, indem sie mit beiden Händen ihre Schürze glättete, „und Du hast nichts gesagt? hast ihr nicht vorgestellt wie übel sie handle, wie sie ihre weibliche Würde gänzlich vergesse? wie sie ..."

...„Nichts von alle dem begreift was Dich in Angst sezt, Tante. Nein wahrlich, ich habe Nichts gesagt und werde auch Nichts sagen, obschon ich Etwas weiß was Du nicht weißt, nämlich wer der junge Mann ist; aber," fügte Aberney mit einem eigenthümlich schlauen Blinzeln hinzu, „warum hast Du nicht selbst mit Schuldfried gesprochen?"

„Ich? O dafür glaube ich mich zu gut. Sie wäre im Stande mir mit ihrem vornehmen Gesichtchen zu antworten daß ich mit ihrem Thun und Lassen Nichts zu schaffen habe. Ich bin nicht ihr

Lehrer und habe auch durchaus nicht ihre Erziehung übernommen."

„Ganz richtig, und überdieß hast Du gegen das schöne Kind eine Schwäche die Dir allen Muth raubt ihr etwas Unangenehmes zu sagen." Aberney lachte. „Du meinst, die Mentorsrolle passe für mich."

„Aber Du scheinst es nicht zu meinen," sagte Sara etwas spizig.

„Ich habe das Hofmeistern nie ausstehen können, und ich halte Vorlesungen über Passend und Unpassend, Recht und Unrecht für überflüssig. Ich halte mich nie an die Theorie, sondern nur an die Praxis. Deßhalb habe ich ganz einfach, ohne daß Schuldfried es ahnte, sie verhindert den jungen Mann zu sehen. Worte sind immer unmächtig. Das Einzige was wirkt sind Handlungen. Jezt, beste Tante, wollen wir nicht mehr von der Sache reden. Ich hoffe übrigens Schuldfried noch vor Schluß der Woche einen gesezlichen Beschüzer verschafft zu haben, welchem das Recht zusteht zwischen sie und jede Person zu treten die ihrer Ruhe gefährlich ist."

Aberney verließ das Zimmer so schnell daß Tante Sara Nichts fragen konnte. Sie trippelte in die Küche hinaus und besann sich gewaltig über zwei Dinge: erstens ob wohl Tage unter dem Beschüzer verstanden sei, oder ob ihre häufig wiederkehrenden Besorgnisse daß Aberney selbst Absichten auf das Mädchen habe begründet sein könnten; zweitens wie sie ermitteln sollte ob Schuldfrieds Bekannter wirklich der junge Canitz sei. Im lezten Fall mußte das Mädchen gerettet werden, mochte es kosten was es wollte. Sie kam indeß nicht besonders weit in

ihren Betrachtungen, denn ein Mann trat in die Küche und fragte nach dem Professor.

„Von wem kommt Ihr und was wollt Ihr?“ fragte Sara, indem sie ihre Brille aufsezte um den Fremden recht in Augenschein zu nehmen.

„Ich bin Knecht auf Ektorp und sollte das da dem Herrn Professor übergeben,“ antwortete der Gefragte mit einem Krazfuß der eine Verbeugung vorstellen sollte.

„So! Vermuthlich von Fräulein Schuldfried?“ Sara streckte die Hand aus um den Brief zu nehmen.

„Ich kann das nicht so genau sagen; aber Jungfer Annika sagte, ich dürfe den Brief Niemand geben als dem Herrn Professor selbst.“

Sara warf ihren Hals ein wenig auf, strich ihre Schürze glatt und fuhr in die Küche hinaus, indem sie dem Knecht sagte er solle in den Saal hineingehen und dort warten. Sie selbst pochte an die Thüre ihres Neffen und rief:

„Ein Bote aus Ektorp will mit Dir reden.“

Augenblicklich öffnete sich die Thüre und Aberney ging hastig an Sara vorbei und in den Saal. Die Alte brummelte:

„Man wird es noch erleben daß der alte Narr selbst das Mädchen haben will, aber daraus wird nie und nimmer was. Nein, der Junge soll sie haben so wahr ich Sara heiße.“

Inzwischen hatte Aberney den Brief empfangen und mit ungewöhnlicher Hast geöffnet. Er enthielt bloß folgende Zeilen:

„Schuldfrieds Mutter wünscht das ihr durch die Post gemachte Anerbieten mündlich beantworten zu

dürfen. Sie erwartet Victor Aberney bei sich sobald er diese Zeilen erhalten hat."

Als der Professor den Brief wieder zusammenlegte, sagte der Knecht:

„Ich solle dem Herrn Professor sagen daß ich den Wagen bei mir habe."

„Gut, ich gehe mit."

Alle Fragen Saras blieben unbeantwortet, und nach fünf Minuten rollte Frau Smiths grüne Chaise mit dem Professor nach Ektorp, ohne daß Tante Sara erfahren konnte was dieß Alles zu bedeuten hatte.

Als Aberney in der Hausflur stand, trat Annika ihm entgegen. Die Augen der Alten waren rothgeweint und sie war so aufgeregt daß sie nur mit Mühe den Professor bitten konnte sie zur Frau zu begleiten.

Aberney hatte schon bei seinem ersten Besuch auf Ektorp in diesem runzligen alten Gesicht Züge zu erkennen geglaubt die ihm bekannt vorkamen. Er hatte Annika einige Male gefragt ob sie einander nicht schon früher gesehen hätten, und da hatte sie geantwortet:

„Das ist wohl möglich, obschon ich mich nicht erinnere." Nach dieser Antwort hatte er sich nicht weiter mit der Alten beschäftigt, aber jezt kam es ihm lebhaft ins Gedächtniß, daß er in einer längst verflossenen Zeit diesem Blick voll Unruhe und Kummer begegnet sei, daß derselbe in seinen jüngern Jahren einmal ganz mit demselben Ausdruck auf ihm gehaftet habe. Aberney bekam indeß nicht viel Zeit um Betrachtungen anzustellen, und da er selten fragen mochte, so folgte er Annika schweigend durch den

kleinen Saal. Einen Augenblick blieb die alte Dienerin vor Frau Smiths Thüre mit der Hand am Schlosse stehen. Sie zögerte gleichsam sie zu öffnen. Noch einen Blick voll Angst heftete sie auf Aberney, dann drehte sie den Schlüssel um, die Thüre ging auf, und als Aberney eben über die Schwelle treten wollte, flüsterte Annika:

„Haben Sie Mitleid mit ihr!“

Damit schloß sie die Thüre hinter Aberney und er befand sich im Zimmer der Wittwe.

Gerade vor ihm stand Frau Smith auf eine Stuhllehne sich stützend. Sie glich einem versteinerten Menschenbild. Die großen schwarzen Augen stierten seelenlos und gläsern gegen Aberney. Dieser stand unbeweglich vor der Thüre; ein zugleich düsteres und drückendes Gefühl legte sich auf seine starke Seele, als sein Blick auf die lebendige Leiche in Menschengestalt fiel die er vor sich hatte. Es war an diesem Weib etwas schauerlich Fesselndes, was den Blick an diese Züge festkettete, aus denen alle Beweglichkeit entflohen schien. Nach einigen Secunden wandte Aberney sein Haupt, als suchte er sich von der entsezlichen Wirkung zu befreien welche der Anblick von Frau Smith hervorgerufen. Dabei fiel sein Blick auf das Porträt. Kaum hatten seine Augen das Bild erschaut, als er vorstürzte, Frau Smith bei beiden Armen ergriff und mit wilder Heftigkeit rief:

„Unglückliche, wer bist Du?“ Er riß sie mit sich zu dem Porträt vor. „Dieses Bild!“ Er stieß sie mit Entsezen von sich und murmelte: „Du bist also . . .“

„Seine Wittwe," flüsterte sie mit lautloser Stimme und war niedergesunken, indem sie Aberneys Knie umfaßte und verzweiflungsvoll stammelte:

„Fluche mir, der Verbrecherin, aber schone das schuldlose Kind!"

„Es gibt keine Flüche die für Dich gräßlich genug sind," murmelte er und wandte sich gegen die Thüre als wollte er hinausstürzen, aber Frau Smith vertrat ihm schnell den Weg. Die Hand gegen das Gemälde ausgestreckt, sagte sie:

„In seinem Namen fordere ich daß Du bleibst." Der Arm sank und sie faltete die Hände wie zum Gebet: „In Schuldfrieds Namen flehe ich."

„O mein Gott! Dieß ist also ihre Mutter!" Aberney fuhr mit der Hand über seine Stirne und fügte mit einem Ausdruck bittern Schmerzes hinzu: „Das allein fehlte noch." Seine Augen hefteten sich jezt auf das Porträt und nun sagte er gerührt: „Mögen Deine Züge mich recht lebhaft erinnern daß sie auch Dein Kind ist!"

Es entstand eine lange Pause. Aberneys Auge ruhte mit tiefem, trauervollem Ernst auf dem Porträt. Endlich weckte ihn ein qualvoller Seufzer aus den Gedanken und Erinnerungen welche der Anblick dieses Gesichtes hervorrief. Er wandte sich langsam gegen die Wittwe und sagte mit vollkommen wieder gewonnener Ruhe:

„Ich bin jezt bereit zu hören."

Zwei Stunden später erdröhnten schwere Schritte im Saal, und Annika, die auf ihrem Zimmer im obern Stock war, sah Aberney ganz langsam sich entfernen. Die Alte hatte während der ganzen Be-

sprechung zwischen Frau Smith und ihm abwechselnd geweint, in der Bibel gelesen und kniefällig gebetet. Als sie ihn jezt gehen sah, faltete sie die Hände und flüsterte:

„Barmherziger Vater, was Du auch beschlossen hast daß nach dieser Besprechung geschehen soll, ist sicherlich gut und nüzlich für uns. Amen!"

Sie ging die Treppe hinab in den Saal. Auf den Zehen schlich sie sich an die Thüre der Wittwe und hielt lauschend das Ohr hin. Es herrschte lautlose Stille, wie wenn kein lebendiges Geschöpf dagewesen wäre. Als die Alte lange, aber vergebens nach einem Tone gelauscht hatte, schien sie zu erschrecken, richtete sich auf, legte die Hand ans Schloß und drehte den Schlüssel um. Die Thüre ging auf. Frau Smith lag bewußtlos auf dem Boden. Im selben Augenblick wo Annika mit einem Angstschrei zu der Ohnmächtigen voreilte, trat Schuldfried in den Saal. Durch die offene Thüre sah sie ihre Mutter wie todt daliegen und auf den Knieen neben ihr die laut klagende Annika.

Etwas später ritt der Oberknecht spornstreichs nach Kronbrück zu dem Arzte. Frau Smith war schwer erkrankt.

Kaum war Lothar auf Kronbrück in den Salon gekommen als der Doctor eintrat.

„Entschuldigen Sie daß ich unberufen komme; aber man hat mir einen Expressen aus Ektorp geschickt."

„Aus Ektorp!" rief Lothar und eilte auf ihn zu.

„Frau Smith muß heftig erkrankt sein." Der Doctor überreichte Lothar ein Billetchen. Darin stand:

„Um Gotteswillen, Doctor, eilen Sie hieher; meine Mutter liegt am Sterben.

Schuldfried."

„Wagner, nehmen Sie meine schnellsten Pferde und fahren Sie tüchtig zu," bat Lothar und schob den Doctor zur Thüre hinaus.

Zehn Minuten später jagten des Barons wildeste Füllen mit dem Arzte fort, der in weniger als drei Viertelstunden die Meile zurücklegte, welche das Gut von dem Pachthof trennte.

Annika, die alte stets bedachtsame Dienerin, hatte das Bett ihrer bewußtlosen Herrin in das große Arbeitszimmer bringen lassen, damit nicht der Blick des Arztes oder eines Fremden in das düstere Heiligthum dringen könnte. Unbeweglich, ohne ein anderes Lebenszeichen als das unruhige Keuchen der Brust, lag Frau Smith auf ihrem Bette.

Annika hatte durch Herablassung der Fenstervorhänge das helle freundliche Gemach in ein düsteres Krankenzimmer verwandelt.

An Frau Smiths Bette kniete Schuldfried, die Hand der Mutter fest in der ihrigen haltend und unruhig auf das jezt scharlachrothe Gesicht und die glasartig stillestehenden Augen blickend. Es war das erste Mal daß Schuldfried die Mutter von einer Krankheit ergriffen sah. Zwar war sie in Schuldfrieds Kindheit einige Male unpäßlich gewesen, wie Annika sich ausdrückte, aber damals bekam die Tochter sie nie zu sehen. Jezt war es Schuldfried als

ob das Blut um ihr Herz stockte; einen so drückenden Schmerz hatte der Zustand ihrer bewußtlosen Mutter bei ihr hervorgerufen. In lauten Klagen hätte sie der namenlosen Qual in ihrer Brust Luft schaffen mögen; aber es war als sei jeder Ton auf ihren Lippen erstorben, als hätten Unruhe und Angst mit eiserner Faust ihre Brust erfaßt und zusammengepreßt.

Dem armen Kinde kam es wie eine Ewigkeit vor bis der Doctor kam. Bei jeder Bewegung, beim geringsten Geräusche fuhr sie zusammen und schaute nach der Thüre. Endlich nach qualvollem Warten erschollen die ersehnten Worte:

„Der Doctor ist hier!“ In diesem Augenblick trat Wagner ein. Schuldfried war aufgeflogen und auf ihn zugeeilt. Sie ergriff seine Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Retten Sie sie!“ Des Doctors Blick haftete einige Momente auf Schuldfried, und die glatte Geschmeidigkeit auf seinen Zügen verschwand vor einem Gepräge wirklicher Theilnahme.

„Ich werde Alles thun was ich kann,“ antwortete er, ging zu der Kranken vor, schob die Vorhänge weg, fuhr aber zurück als seine Augen auf die Patientin fielen. Er starrte sie einen Augenblick an, als wollte er nicht an die Wirklichkeit der Erscheinung glauben die er vor sich hatte. Er bedurfte mehrerer Secunden um sich zu erholen. Wagner gehörte nicht zu denjenigen die sich lange von Ueberraschungen beherrschen ließen. Als er daher den ersten Eindruck überwältigt hatte, drehte er sich um und sagte zu Annika, die sich sogleich an seiner

Seite befand: „Ziehen Sie die Vorhänge auf; ich bedarf der Helle.“ Dann beugte er sich über die Patientin und ergriff ihre Hand um den Puls zu fühlen. Sein Blick hing fest an ihren Zügen und er dachte:

„Ich muß dieses Gesicht beim vollen Tageslicht sehen, um mich zu überzeugen daß sie es ist. Wenn diese verzerrten und entstellten Züge wirklich dieselben sind die ich so schön sah, die . . .“

Jezt wurden die Vorhänge hinaufgezogen und das volle Tageslicht strömte über die Kranke herein.

„Sie ists,“ murmelte der Doctor, beinahe eben so bleich wie Frau Smith. „Welches höllische Schicksal wirft dieses Weib wieder in seinen und meinen Weg?“ Er richtete sich auf, zog einen Stuhl ans Bett und sezte sich. Er verlangte eine Schüssel und eine Binde; dann öffnete er eine Ader. Als dieß vorbei war, holte Frau Smith tief Athem, richtete sich im Bette auf und stieß einen wilden Schrei aus. Der Doctor schien dieß berechnet zu haben, denn er faßte sie behutsam und fest um den Leib und zwang sie sich wieder zu legen. Darauf wandte er sich an Schuldfried mit den Worten:

„Ich wünsche mit der Alten und der Kranken allein zu sein.“

„Nur ein Wort über . . . über . . . meiner Mutter Zustand,“ stammelte Schuldfried.

„Wir hoffen daß es besser mit ihr wird,“ antwortete der Doctor freundlich, „aber hier ist viel Ruhe und viel Geduld bei ihrer Umgebung erforderlich.“

Frau Smith machte jezt eine heftige Anstrengung um sich emporzuraffen, aber der Doctor erhielt sie

ruhig. Sie murmelte einige verworrene Worte die einen qualvollen Eindruck auf den Arzt zu machen schienen, denn er sagte mit kurzer Stimme:

„Fräulein Smith, haben Sie die Güte uns allein zu lassen.“ Schuldfried ging hinaus. Wagner sagte zu Annika: „Verriegeln Sie die Thüre, damit Niemand hereinkommt.“ Die alte Dienerin gehorchte. Kaum war dieß geschehen, als Frau Smith einen neuen Angstschrei ausstieß und sich aus dem Bette zu stürzen suchte, während sie im wildesten Irrsinn Worte sprach welche Geheimnisse von schauerlicher Art bloßlegten. Der Doctor hörte einige Minuten auf das verworrene Gerede, als wäre es ihm Bedürfniß einen Blick in die noch krankere Seele der Kranken zu werfen. Dann wandte er sich an Annika:

„Sie begreifen wohl daß das was sie jezt spricht von Niemand gehört werden darf als von Ihnen, von Gott und mir. Es würde Tod und Verzweiflung über die Tochter bringen.“

„Ja ich begreife es,“ stammelte Annika; „aber wie soll ich sie abhalten ihre Mutter zu verpflegen?“

„So lange die Mutter delirirt, darf Schuldfried das Krankenzimmer nicht betreten. Inzwischen will ich hier bleiben, bis wir einen beruhigenden Trank aus der Apotheke erhalten haben.“

Den ganzen Tag durfte Schuldfried die Mutter nicht sehen, obschon sie aufs Innigste darum bat. In dem etwas düstern Saale sizend, zitternd vor Unruhe und die Hände fest zusammengepreßt, horchte sie auf die wilden Schreie aus dem Krankenzimmer. Als die Dämmerung einbrach, wurde es drinnen still, und Schuldfried vernahm nur noch ein dunkles

Gemurmel. Ein Gefühl der Angst erfaßte das Herz des jungen Mädchens, und den Blick auf die Thüre gerichtet die zu Frau Smiths gewöhnlichem Zimmer führte, durchdrang sie in Gedanken das trauervolle Geheimniß das die Mutter umgab. Mit einem neuen Schauer dachte sie an all die Gegenstände die in der jezt verlassenen Wohnung ein höchst betrübendes Ereigniß andeuteten. Sie meinte die Thüre aufgehen, das Bild aus dem Rahmen treten und langsam durch das Zimmer schreiten zu sehen. Sie meinte, das Gesicht auf dem Bilde das sie immer mit scheuen Blicken betrachtet hatte sehe düster und drohend aus. Während diese Phantasiebilder durch die zunehmende Dunkelheit immer mehr Leben gewannen, öffnete sich die Thüre zu dem mystischen Zimmer mit einem knarrenden Ton. Schuldfried stieß einen schwachen Angstruf aus und verbarg ihr Gesicht in den Händen, aber im nächsten Augenblick schaute sie wieder ganz unerschrocken auf. Gleichwohl erstarrte das Blut in ihren Adern vor Entsezen, denn vor ihr stand ein stattlicher Mann, dessen Züge in dem Dunkel das sie umgab denen des Porträts glichen. Die Augen ruhten mit einem betrübten und wie es schien strengen Ausdruck auf Schuldfried. Das junge Mädchen starrte ganz unbeweglich vor Furcht die Gestalt an.

„Was ist geschehen, mein Kind?" sagte eine Stimme, welche Schuldfried zu theuer war als daß sie nicht sogleich die Kraft besessen hätte die von ihrer Phantasie hervorgerufenen Schreckbilder zu verscheuchen. Sie warf sich in die Arme des Mannes

der sie anredete. Eine Thränenfluth stürzte über ihre Wangen und sie rief:

„Gott sei Dank daß Sie kommen, mein Freund. Ach, ich bin so namenlos unglücklich! Meine Mutter . . .“ Mehr konnte sie vor Schluchzen nicht sagen.

...„Ist krank,“ antwortete Aberney; „ich weiß es und darum bin ich hier.“ Er sezte sich und zog Schuldfried an sein Herz indem er hinzufügte: „Armes Kind, wie aufgeregt Du bist!“ Ein tiefer qualvoller Seufzer hob seine Brust. „Warum sizest Du hier?“ fragte er nach einer Pause während welcher er Schuldfried ungehindert, den Kopf an seine Schulter gedrückt, hatte weinen lassen.

„Der Doctor hat mir verboten im Krankenzimmer zu sein. Er und Annika sind allein dort. Ich habe nicht hineingehen dürfen. Es ist immer, immer so. Ich darf nie bei ihr sein. Es ist als ob man mir gar kein Recht zuerkennen wollte wenn es sich um meine Mutter handelt. Ich bin gewiß ein sehr böses Kind, da man so mit mir umgeht.“

Aberney strich kosend den Kopf des Mädchens und sagte zärtlich:

„Keine solche Gedanken! Doctor Wagner ist ein ausgezeichneter Arzt und handelt immer so daß er in erster Linie an die Kranke denkt.“

„Aber mein Gott, sie war ja den ganzen Tag besinnungslos und im Delirium; es konnte keine bösen Folgen haben wenn ich sie verpflegte. Jezt bin ich beinahe verrückt geworden. Hier zu sizen, nur ihr wildes Schreien zu hören . . .“ Schuldfried weinte aufs Neue heftig. Aberney wurde still. Er begriff

daß der Arzt Schuldfried von der Kranken fern hielt, damit sie nicht hören sollte was die Mutter im Delirium sprach.

„Jezt mein Kind," sagte Aberney nach einer kurzen Pause, „mußt Du Dich zu beruhigen suchen. Das ist die erste wirkliche Prüfung die Gott Dir schickt, und ganz sicherlich ist es nicht die lezte. Merk Dir daher meine Worte: Der ist ein schlechter Christ der nicht mit hochgehaltenem Haupt, aber demüthigem Gemüthe die Last trägt welche der Herr auf unsere Schultern legt. Des Menschen Größe liegt in seiner Seelenstärke und Ergebung in den Willen des Höchsten. Es würde mich schmerzen wenn meine liebe Schuldfried nicht die Kraft besäße das Mißgeschick würdig zu ertragen. Weinen und klagen vermindert den Kummer nicht, aber es verhindert uns an der Erfüllung unserer Pflichten. Versuche stark zu sein. Glaube mir, mancher wilde Sturm wird verheerend über Dein Leben hinfahren, und wenn Du beim ersten Windstoß Dich niederschlagen läßiest, so wirst Du im Kampf untergehen. Das Leben ist ein Streit mit dem Schmerz, und nur derjenige siegt der seine Zuversicht auf den Vater droben sezt."

Während Aberney sprach, hatte Schuldfrieds Geschluchze seine Heftigkeit verloren, und als er fertig war, hörte es ganz auf. Sie flüsterte:

„Dank! Ich werde diese Worte in meinem Gedächtniß bewahren und sie nie, nie vergessen."

Jezt öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers

und der Doctor trat heraus. Aberney und Schuldfried erhoben sich; leztere eilte auf ihn zu.

„Wie stehts?“ fragte sie.

„Ihre Mutter hat jezt Ruhe bekommen und ich hoffe daß die Nacht einigermaßen ruhig wird. Ich glaube daher meinen Plaz an ihrem Bett auf einige Stunden verlassen zu können und ersuche Sie denselben in meiner Abwesenheit einzunehmen.“

Annika hatte ein paar Lichter angezündet, so daß Wagner den Professor bemerkte. Schuldfried war bereits drinnen an der Mutter Bett.

„Ah, gehorsamer Diener, Herr Professor,“ sagte Wagner verbindlich. Aberney erwiederte den Gruß.

„Ist Frau Smiths Zustand bedenklich?“ fragte er.

„Für einen andern Menschen würde er sehr bedenklich sein, aber für sie ist er nicht so gefährlich. Sie besizt einen starken Körper und ditto Seele, so daß sie sicherlich die heftige Hirnentzündung übersteht, die vermuthlich durch eine gewaltsame Gemüthserschütterung hervorgerufen worden ist.“

„Sie glauben also daß man die Tochter heute Nacht bei ihr lassen kann?“

„Ja, wenn man ihr fortwährend von der Arznei gibt die ich verschrieben habe.“ Der Doctor nahm Abschied und erbot sich Aberney nach Junta zu führen. Aber der Professor antwortete er gedenke auf Ektorp zu bleiben, um wachen zu helfen im Falle ein Beistand nöthig sein sollte.

In seinen Wagen zurückgelehnt fuhr Wagner mit verhängten Zügeln auf dem Wege nach Kronbrück.

„Wunderliche Fügung des Schicksals," dachte er. „Dieses Weib hat mehrere Jahre in meiner Nähe gelebt; ich hätte sie mit einem einzigen Wort stürzen und Strafe und Schande über ihr Haupt bringen können, und ich hatte keine Ahnung daß diejenige die ich mit so rastloser Beharrlichkeit suchte, mir so nahe war. Und jezt — jezt bin ich es der sie verpflegt, der sie aus Tod und Wahnsinn retten wird, der verhindert hat daß ihre Tochter entdeckt wer sie ist. Unbegreifliches Räthsel das sich Schicksal nennt! — Und die Tochter — dieses Kind das zugleich ihre Strafe, ihr bitterstes Leiden und ihre einzige Freude ausmacht, sie ist Gegenstand der Liebe eines Canitz. — Sollten wirklich die Missethaten der Väter an den Kindern heimgesucht werden? Oder sind es die Mächte des Abgrunds die sich an diesem höllischen Spiel des Zufalls belustigen? Da ich die Fäden der Ereignisse in meiner Hand gesammelt habe, so kann ich sie auch nach meinen Plänen ausspinnen." Ein unglückverkündendes höhnisches Lächeln spielte um des Doctors Lippen, und er fügte hinzu: „Schuldbeladenes Weib, in meinen Händen ruht jezt Deiner Tochter Schicksal; wollen sehen was ich daraus zu machen Lust habe."

„Halt!" erscholl eine befehlende Stimme, und der Kutscher, ein echter Russe hielt sogleich die feurigen Springer an. Wagner schaute auf und sah im Halbdunkel Lothar, der neben dem Wagen sein Pferd anhielt. Mit einem Sprung war er unten und saß neben dem Doctor in der Drotschke.

„Fahr zu," befahl er dem Kutscher.

„Das Pferd!" wagte dieser einzuwenden.

„Es soll sich den Heimweg selbst suchen oder laufen wohin es Lust hat. Fahre jezt nur.“ Ein Knall mit der Peitsche und der Wagen flog voran.

„Nun Doctor?“ sagte Lothar.

„Die Wittwe ist sehr schwer erkrankt; ich konnte den ganzen Tag ihr Bett nicht verlassen.“

„Und die Tochter?“

„Ist trostlos. Die Mutter scheint ihr so lieb zu sein, daß die bloße Furcht sie zu verlieren dem jungen Mädchen alle Fassung raubt. Sie kann die Ungewißheit des Ausgangs kaum ertragen. Ich erinnere mich nicht daß ich je eine größere Angst gesehen hätte als die ihrige.“

„Sie müssen die Mutter retten. Ich werde Sie fürstlich dafür belohnen. Dieser Engel darf von keinem Kummer betroffen werden.“

„Herr Baron, meine Pflicht als Arzt erfülle ich gegen Freund oder Feind, Arm oder Reich; und Ihr Geld vermag in dieser Beziehung Nichts über mich.“

„Ich weiß das und vergaß . . .“

„Daß nicht alle Menschen feil sind!“

„Still Wagner, Sie sehen ja daß ich aufgeregt bin. Wenn dieses Weib meine eigene Mutter gewesen wäre, so hätte ihre Krankheit mich nicht schwerer ängstigen können als jezt der Fall ist. Aber warum verließen Sie Ihre Patientin?“

„Weil meine Anwesenheit in der Nacht überflüssig ist.“

„Wer hilft der Tochter wachen? Sollten Sie nicht eines von den vielen Frauenzimmern auf Kronbrück hinschicken um ihr beizustehen?“

„Ueberflüssig; Professor Aberney ist da, und da

er doch mit der Zeit die Rechte eines Verwandten bekommt, so nimmt er schon jezt den zärtlichsten und sorgsamsten Antheil an Allem was die Bewohner von Ektorp betrifft. Man muß es gesehen haben mit welcher Güte er das junge Mädchen behandelte, um zu begreifen daß sie in ihm einen wahren Freund und eine feste Stüze besizt."

Lothar saß still da; die Dunkelheit verbarg in ihrem Schooße die Schatten welche der Doctor durch seine Worte hervorgerufen. Lautlos wurde der Rest des Weges zurückgelegt. Lothar quälte sich damit daß er die Aeußerungen des Doctors über Aberneys Zärtlichkeit gegen Schuldfried in sein Gedächtniß zurückrief. Mit Bitterkeit klagte er das Schicksal an, dessen ungünstige Fügung ihm nicht gestatte an ihrer Seite zu weilen.

Als der Doctor am folgenden Morgen in aller Frühe in der Wohnung der Wittwe erschien, fand er zu seiner Ueberraschung Schuldfried gänzlich verändert. Der maßlose Schmerz den sie Tags zuvor gezeigt, hatte einer tiefen Ergebung Plaz gemacht. Man ahnte daß das Herz noch von derselben Angst zitterte, aber daß sie jezt mit religiöser Standhaftigkeit und Unterwürfigkeit sie zu ertragen suchte. In ihrem ganzen Wesen lag keine schlaffe Nachgiebigkeit gegen die Schläge des Kummers; es zeugte von Muth in der Stunde der Prüfung; es hatte etwas Achtunggebietendes. Die Stunden der Nacht hatten aus dem Schooße der Schwachheit all die Seelenstärke und all den moralischen Muth entwickelt, worin in Zukunft ihr Schmuck bestehen sollte. Der erste Kummer kam so heftig, so unvorbereitet und in

einem Augenblick wo sie sich so glücklich fühlte, daß er geradezu wie ein Donnerschlag wirkte. Aberneys ernste Worte in der vergangenen Nacht, in welcher er mit ihr über die Welt gesprochen von der sie so wenig wußte und die so manchen Schmerz beherbergte, hatten die schlummernden Kräfte in ihrer Seele geweckt. Als Aberney verstummte und Schuldfried am Bette der Mutter saß und ihre theuern Züge betrachtete, da hatte das Nachdenken sich eingestellt und ihr so Manches zugeflüstert auf was ihr Gefühl nicht hatte hören wollen. Das Feuer härtet den Stahl, das Leiden die Seele. Der erste starke Schmerz welchen Schuldfried erfuhr erweckte ihre Thatkraft und ihr Gottvertrauen zu vollem Leben. Es stand ihr jezt klar vor der Seele daß mit Thränen und Klagen Nichts gewonnen wurde, und deßhalb betete sie aus der Tiefe ihres Herzens:

„Vater, gib mir Kraft mich geduldig unter Deinen Willen zu beugen."

Das Kind war Weib geworden. So dachte auch Wagner als er sie betrachtete.

Später am Vormittag stellte sich das heftige Delirium wieder ein und da mußte Schuldfried das Zimmer verlassen. Der Doctor hatte gegen Aberney geäußert:

„Während dieser Anfälle halte ichs für das Beste daß nur ich und die alte Dienerin bei der Kranken sind."

Ohne Einwendung, ohne ein Wort des Mißvergnügens darüber daß sie nicht bleiben durfte, gehorchte Schuldfried; aber statt wie am vorhergehenden Tag unthätig dazusizen und auf die Schmerzensschreie zu

lauschen, begann sie das Nöthige anzuordnen und Annikas Plaz in der Haushaltung zu ersezen. Annika bat sie einige Ruhe zu suchen, aber sie schüttelte den Kopf und antwortete:

„Das ist unnöthig."

Schweigend, mit vollkommener Geistesgegenwart und rastloser Sorgsamkeit um die Kranke, verlebte Schuldfried sieben lange Tage in deren Verlauf keine Veränderung im Zustande der Mutter eintrat. Aberney und Tage hatten mit unermüdlichem Eifer und ausdauernder Freundschaft ihr und Annika zur Seite gestanden. Schuldfried war dankbar und freundlich gegen Alle, sprach aber wenig und schien vollkommen ruhig zu sein, besonders wenn sie drinnen im Krankenzimmer sizen durfte. Am siebenten Tag schien auf einmal der wilde Wahnsinn sich legen zu wollen; die Kranke verfiel in einen ruhigen Schlaf, und als sie nach einigen Stunden daraus erwachte, war sie vollkommen klar. Der Doctor hatte gesagt daß Niemand anders als Schuldfried oder Annika bei ihr sein dürfe, damit nicht Ueberraschung oder Schrecken nachtheilig auf ihre schwachen Kräfte einwirke.

Es war um die Dämmerung von einem schönen Augustabend. Annika hatte sich erschöpft durch Anstrengung in eine Sophaecke gelehnt und war in einen unruhigen Schlummer verfallen. Schuldfried saß auf einem Schemel an der Mutter Bett, ihre Augen auf die Schlafende geheftet. Die untergehende Sonne warf durch die herabgelassenen Rollvorhänge einige matte Strahlen in das Zimmer. Sowohl drinnen als draußen herrschte eine lautlose Stille. Schuldfried hatte die Hände gefaltet und

stammelte ein demüthiges Gebet. Als sie eben ein andächtiges Amen flüsterte, schlug die Mutter ihre Augen auf und heftete sie auf die Tochter. Der Blick war klar. Schuldfrieds Herz pochte, da sie in den großen schwarzen Augen einen zärtlichen Ausdruck sah, so heftig vor Freude, daß ihre Stimme zitterte, als sie halb flüsternd fragte:

„Geliebte Mama, wie ist Dir's?“ Sie drückte ihre Lippen an die Hand der Mutter.

„Bin ich krank gewesen?“ sagte Frau Smith mit matter Stimme.

„Ja, Du warst sehr, sehr krank.“ Jetzt standen Schuldfrieds Augen voll von Thränen. „Wie fühlst Du Dich in diesem Augenblick?“

„Gut, nur etwas schwer und matt im Kopfe.“

Annika erwachte, und nachdem Schuldfried ganz ruhig und behutsam die Mutter darauf vorbereitet daß ein Arzt gerufen worden sei und jetzt im Saale warte um sich von ihrem Zustand nach dem Schlafe zu überzeugen, ging sie, ohne die Erlaubniß der Mutter abzuwarten, nach dem Doctor. Frau Smiths Augen glitten mit ihrem gewöhnlichen seelenlosen Ausdruck an seinen Zügen vorüber. Wenn er sie vorher erkannt hatte, so war doch deutlich zu sehen daß sie ihn nicht wieder erkannte. Sie antwortete kurz und einsilbig auf seine Fragen; sodann verordnete er Einiges und verließ das Zimmer.

Zu Schuldfried sagte er:

„Ihre Mutter, Fräulein Schuldfried, ist jetzt außer aller Gefahr. Suchen Sie nur dafür zu sorgen daß sie ruhig bleibt, dann hoffe ich daß sie recht bald vollkommen hergestellt sein wird.“

Er forderte Schuldfried auf auszuruhen und versicherte daß Frau Smith, wenn sie von den verordneten Pulvern eingenommen hätte, die ganze Nacht ruhig schlafen würde. Aberney drang ebenfalls darauf daß Schuldfried in ihr Zimmer gehen solle um sich durch Schlaf zu stärken. Er sagte dieß in einem so zärtlichen und dennoch so bestimmten Ton daß sie gehorchen mußte. Auch Annika sprach dem Kinde zu: es müsse thun was die alten Leute sagen; sie selbst, Annika, wolle in dieser Nacht noch wachen. Genug, Schuldfried begab sich auf ihr Zimmer, nachdem sie die Mutter eingeschlafen gesehen hatte.

Tage, der den ganzen Tag auf Ektorp gewesen, fuhr am Abend heim, aber Aberney blieb zurück. Nachdem Schuldfried ein warmes Dankgebet zu Gott emporgesandt, schlummerte sie ein und schlief ruhig wie ein Kind. Es war acht Nächte daß sie nicht geruht hatte.

Aberney schlich sich zu der Kranken die eingeschlafen war. Später in der Nacht erwachte sie jedoch und rief Annika:

„Ich möchte **ihn** gerne treffen," flüsterte sie der Dienerin zu.

„Den Professor?" fragte Annika.

„Ja."

Aberney stand augenblicklich neben dem Bette und reichte ihr die Hand mit den Worten:

„Ich habe über **Schuldfrieds Mutter** gewacht. Das Leiden versöhnt so Vieles."

„Dank," stammelte die Kranke, dann winkte sie Annika daß sie mit Aberney allein sein wolle. Die Dienerin ging in den Saal hinaus, wo sie sich auf

den Sopha legte und einschlief. Erst als die Strahlen der Sonne heranbrachen, erwachte Annika, und als sie ins Krankenzimmer trat, fand sie Aberney neben der Patientin sizend, ihre Hand in die seinige geschlossen. Frau Smith war in tiefen Schlaf versunken. Des Professors ruhige und ernste Züge trugen Spuren einer schmerzlichen Aufregung; aber wir verlassen sie um zu sehen wie Schuldfried sich in ihrem Jungfernstübchen befindet.

Die Lebensgewohnheiten des jungen Mädchens waren einfach und natürlich wie ihr ganzes Wesen. Zu ihnen gehörte daß sie Morgens früh aufstand. Sie glich dem Vogel der mit seinem fröhlichen Gezwitscher die aufgehende Sonne begrüßt. Am genannten Morgen war sie ebenfalls bei Sonnenaufgang erwacht, und obschon sie sich durch die Ruhe gestärkt fühlte und Gott für die Besserung der Mutter dankte, so war doch der Blick womit sie der Königin des Tages entgegenkam wehmuthsvoll. Sie stand lange am offenen Fenster und sah mit Thränen in den Augen auf die blaue Wasserfläche hinaus. Ein qualvolles Gefühl bedrückte sie. Sie kam sich so einsam vor in der ganzen weiten Welt und dennoch fand sie dieß undankbar. Wie aufrichtig und innig liebten nicht Tage und Aberney sie! Sie hatte dieß während der Krankheit der Mutter deutlicher als je erfahren. Wie war es also möglich diese qualvolle Leere im Herzen, diese unbestimmte Sehnsucht zu empfinden die ihr ganzes Inneres erfüllte! Schuldfried, die heitere, die freundliche und sorglose

Schuldfried, die in den Tagen der Prüfung so viel Seelenstärke gezeigt hatte, fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß zu weinen, sie wußte selbst nicht recht über was. Jezt zu weinen nachdem Gott so gnädig gewesen war und ihr das Leben der Mutter wieder geschenkt hatte; jezt da ihre ganze Seele von eitel Dank und Freude hätte erfüllt sein müssen! Wunderliches Menschenherz das niemals zufrieden ist!

Ein und dasselbe Bild kehrte unaufhörlich vor ihre Seele zurück, und sie meinte, während sie so dastand, daß Alles sich freundlich und heiter gestalten würde, wenn sie nur einen einzigen Augenblick diese theuern Züge wieder zu sehen oder von dieser kosenden Stimme einige freundliche Worte zu hören bekäme. Sie hatte dieselbe schon so lange nicht mehr vernommen. Just als dieser Wunsch, zuerst dunkel, dann bestimmt, vor sie trat, raschelte es leise in der Hecke unter ihrem Fenster. Schuldfried fuhr zusammen und schaute hin. Hatte Gott ihr scheues Gebet erhört oder war es ihr böses Schicksal das ihrem Wunsche entgegenkam? das ist eine Frage die wir nicht beantworten können. Sicher ist daß Lothar so bleich dastand und einen Blick der innigsten Theilnahme auf sie heftete. Schuldfrieds Züge wurden von dem Rosenschimmer übergossen den ein angenehmes Gefühl immer hervorbringt. Sie beugte sich etwas hinab und lächelte Lothar ganz freundlich zu, als er den Hut abnahm und sie begrüßte.

„Das war eine sehr traurige Zeit die da vergangen ist,“ sagte er.

„Sehr,“ stammelte Schuldfried.

„Jezt ist doch alle Gefahr vorüber?“

„Ja, Gott sei Dank!"

„Auch habe ich mich hier eingefunden um Sie um Etwas zu bitten."

„Und das wäre?"

„Daß Sie, während Pflicht und Gefühl Sie am Krankenbett zurückhalten, mir, der ich Ihre Unruhe nur aus der Ferne theilen darf, gestatten mögen Ihnen zu schreiben, um wenigstens einige Worte des Trostes zu erhalten." Sein Wunsch war von einem so zärtlich bittenden Blicke begleitet daß Schuldfried sogleich Ja antwortete. Nach einigen Minuten hatte Lothar sich entfernt, und Schuldfried schlich sich die Treppe hinab und zur Mutter hinein die noch schlummerte, während ihre Hand in der des Professors ruhte.

Ein Paar Stunden später fand sich der Doctor bei der Kranken ein, an deren Lager er Aberney traf. Wagners Augen weilten mit einem forschenden Ausdruck auf Frau Smiths Zügen, als wollte er darin lesen was vorgegangen war. Einmal, als er einige Fragen an sie stellte, veränderte er den Ton seiner Stimme, so daß die Aussprache eine ganz andere wurde. Da fuhr die Kranke zusammen und betrachtete ihn bebend; aber es lächelte ihr ein fremdes Gesicht entgegen das unmöglich mit der Stimme an die er sie erinnerte in Verbindung stehen konnte. Als der Doctor sich entfernte, begleitete ihn Schuldfried. Als sie sich im Saale allein befanden, reichte er ihr einen Brief mit den Worten:

„Wenn Sie für den Schreiber dieses einiges Interesse haben, so bestimmen Sie ihn daß er nicht

die Nächte draußen vor Ihrer Wohnung zubringen soll.“ Wagner verbeugte sich und ging.

Der ganze Tag ging zu Ende ohne daß sie einen freien Augenblick fand um das theure Schreiben zu lesen; erst am Abend, als die Mutter einschlief und Aberney und Tage nach Junta heimgefahren waren, überschaute sie diese Zeilen die an ihrem klopfenden Herzen verborgen gelegen hatten. Was enthielten sie? Ach! ganz dasselbe wie tausend andere ähnliche Briefe, nur mit dem Unterschied daß, während andere junge Männer von Liebe schwazen und Liebe verlangen, ewige Treue geloben und hinwiederum begehren, Lothar nur von seiner innigen Ergebenheit sprach, wie theuer ihm jeder Augenblick sei wo er Schuldfried sehen dürfe, wie er sie verehre und bewundere u. s. w. Das Wort Liebe wurde nicht genannt, eben so wenig ein Buchstabe von Gegenliebe. — Im Geiste des Briefes athmete Wärme, in den Ausdrücken lag eine erstaunliche Behutsamkeit; im Ganzen verriethen sich des Herzens edelste Gefühle und eine Zartheit die nur derjenige zeigt welcher wirklich liebt.

Schuldfried schrieb einige Zeilen zur Antwort. Sie waren wenig und handelten gar nicht von ihr. Das Schwerste für sie war diesen Brief in die Hände des Doctors zu spielen. Sie konnte wahrlich nicht den Muth gewinnen ihn nur zu übergeben. Der Doctor kam ihr jedoch zuvor, denn beim Abschied sagte er:

„Haben Sie die Güte gehabt das zu schreiben um was ich Sie gestern bat?“

Als Antwort darauf reichte ihm Schuldfried den Brief.

Nach einigen Wochen war Frau Smith so ziemlich wieder hergestellt und wurde nur noch von der Schwäche belästigt die eine heftige Krankheit immer hinterläßt. Sie hatte einige Stunden täglich in dem kleinen Erker zugebracht um frische Luft zu schöpfen und Kräfte zu gewinnen. Obschon der Doctor bei jedem Besuche erklärte daß sie als hergestellt betrachtet werden könne und daß die Natur keiner Unterstüzung durch die ärztliche Kunst mehr bedürfe, sezte er dennoch seine ärztlichen Besuche auf Ektorp fort.

Eines Mittags als er davon zurückkehrte, begab er sich seiner Gewohnheit gemäß zu Lothar hinauf, der stets mit Ungeduld seiner Heimkunft entgegensah. Der junge Gutsherr war im großen Salon nicht zu finden, sondern der Doctor traf ihn im Arbeitscabinet in einen kaum erst erbrochenen Brief vertieft. Bei Wagners Eintritt warf er denselben auf den Tisch und ging dem Doctor mit der Frage entgegen:

„Nun, Doctor, haben Sie einige Worte des Trostes für mich?"

Schweigend reichte der Doctor ihm ein Billet. Lothar ging ans Fenster um es zu lesen, während er Wagner den Rücken kehrte. Inzwischen richteten sich die Augen des Doctors auf den Brief den Lothar hingeworfen hatte.

„Wiederum diese enge und elegante Damenhand die ich instinctmäßig verabscheue. Eine innere Stimme sagt mir daß die Briefschreiberin diejenige ist die

meinen Einfluß geschwächt hat. Troz der Reihe von Jahren die verflossen sind seit ich ihn zum ersten Mal von dieser Hand da Briefe bekommen sah, ist es mir nicht gelungen die Verfasserin zu ermitteln."

Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit näherte er sich dem Tisch und nahm eine darauf liegende Zeitung, warf aber zugleich seine Augen auf die ersten Zeilen des Briefes. Da stand:

„Mon bien-aimé Lothard!" Mehr konnte der Doctor nicht erhaschen, denn Lothar wandte sich um. Wagner war jezt gänzlich von der Zeitung in Anspruch genommen.

„Doctor," sagte Lothar, „wissen Sie ob etwas Besonderes in Ektorp vorgefallen ist?"

„Nein, Alles ist sich gleich. Der Professor ist täglich da, so auch der junge Tage. Frau Smith scheint von ersterem beherrscht zu werden und behandelt den lezteren mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit, die bei dem düstern Weibe etwas höchst Seltenes ist. Die Tochter ist wieder das heitere Kind geworden wie vor der Krankheit der Mutter, und es bedarf keines besondern Scharfsinns um sogleich zu entdecken daß die jungen Leutchen einander zu verstehen anfangen, wobei der Professor ihnen Vorschub leistet."

Der Doctor sah gedankenvoll vor sich hin. Lothar betrachtete Wagner mit einem mißtrauischen Blick den dieser jedoch nicht zu bemerken schien. Eine lange Pause entstand. Endlich sagte der Doctor:

„Ich habe heute beschlossen nicht mehr nach Ektorp zu gehen. Meine Besuche als Arzt waren längst überflüssig, und den Postillon d'amour will ich nicht

länger spielen. Ich that dieß aus Freundschaft gegen Sie, weil ich mir vorspiegelte daß ich Ihnen damit eine Freude bereiten könnte, aber jezt . . ."

„Warum unterbrechen Sie sich?" fiel Lothar ein, auf dessen Stirne eine dunkle Purpurfarbe brannte.

„Jezt fürchte ich sowohl für Sie als für das junge Mädchen etwas Schlimmes zu stiften wenn ich damit fortfahre."

„Und der Grund?"

„Sie soll die Frau des jungen Aberney werden. Wie man auch die Sache von Seiten der Vernunft oder der Moral betrachten mag, so müssen Sie zugeben daß es für sie glücklicher ist einen geachteten und rechtschaffenen Mann zu heirathen als . . ."

„Verschonen Sie mich mit Ihren Unterbrechungen und sprechen Sie gerade heraus." Lothar war ungeduldig.

„Nun wohl, wie Sie belieben: als Ihre Geliebte zu werden!"

„Meine Geliebte!" rief Lothar; „Sind Sie verrückt, Doctor, oder für wen halten Sie mich?"

„Für einen vornehmen russischen Unterthanen mit einem warmen lebhaften Herzen und starken Leidenschaften, aber Verstand genug um einzusehen daß die Tochter der armen Wittwe nicht die Frau des Barons Canitz werden kann."

„Und was soll dieß verhindern?"

„Die Verschiedenheit Ihrer gegenseitigen gesellschaftlichen Stellung. Sie würden sich durch eine solche Mißheirath die Ungnade des Czaren zuziehen."

„Pah! Ein Canitz kann heirathen wen er will,

ohne den Kaiser oder sonst Jemand fürchten zu müssen."

„Glauben Sie das? Sonst will ich Sie nur erinnern daß . . ."

Lothar schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und betrachtete den Doctor schweigend, mit einem Blick gedämpften Zornes und Stolzes, welcher zur Folge hatte daß Wagner sich schnell unterbrach und, statt sich vollends auszusprechen, sagte:

„Sie haben also wirklich den Gedanken genährt Fräulein Smith zu heirathen?"

„Nein, ich habe in Bezug auf die Zukunft gar Nichts gedacht. Ich habe von der Stunde gelebt ohne mich um den nächsten Augenblick zu bekümmern, weil ich Nichts zu wünschen wagte um den geringen Antheil den ich an ihrem Wohlwollen besaß nicht zu verlieren; aber jezt fühle ich daß, wenn sie mir ihr Herz schenkte, Nichts in der Welt mich abhalten würde sie zu meiner Gattin zu machen."

„Und dennoch liegt da ein Brief der mit den Worten anfängt: Mon bien-aimé Lothard," dachte der Doctor. Laut sagte er:

„Aber wenn Sie auch ihr Herz besizen, so hilft das nicht viel, denn sie wird sich aus Freundschaft gegen den jungen Aberney bestimmen lassen ihm ihre Hand zu geben. Sie erfüllt damit den liebsten Wunsch nicht nur ihrer Mutter, sondern auch ihres liebsten Freundes, Professors Aberney. Ja ich gestehe aufrichtig, ich selbst finde diese Verbindung so natürlich und sehe darin eine so sichere Gewährschaft für das Glück des Mädchens, daß ich nicht länger den Briefträger machen oder Schuld sein will, wenn

ihr Interesse von dem jungen Aberney abgelenkt wird."

„Sie wollen nicht?" Alles Blut war Lothar nach dem Kopfe geströmt.

„Nein! Als ich heute bei meiner Ankunft die beiden jungen Leutchen im Garten sitzen sah, sie den Kopf an seine Schulter gelehnt, er die Arme um ihren Leib geschlungen, da schien es mir, sie seien für einander geschaffen, und ich dachte: An seiner Seite wird sie bald das Interesse vergessen das sie jezt für den Baron hat. Als der Professor sie dann zärtlich küßte, da kam es mir vor als seien diese drei Wesen durchaus geschaffen um ein langes und glückliches Leben zusammen zu führen."

Lothars Eifersucht brannte in hellen Flammen.

„So, Sie finden das? Aber ich finde daß Schuldfried ein viel zu außerordentliches Mädchen ist um dem Sohne eines politischen Ränkeschmieds wie Aberney in die Arme geworfen zu werden. Vom Vater kann man glauben daß die russische Regierung jeden Augenblick ihre strafende Hand über ihn erhoben hält."

„Dann muß man die Leute wissen lassen daß die Aufmerksamkeit bereits auf den Professor gerichtet ist. Er kann ja nach Schweden ziehen und dort in ungestörter Ruhe das Glück seines Sohnes genießen. Es hat in den lezten Tagen Augenblicke gegeben wo ich mich versucht fühlte Aberney zu warnen."

„Ha, das fehlte noch daß Sie mich verriethen! Und doch wissen gerade Sie recht gut wie unentbehrlich das Mädchen für meinen Seelenfrieden ist. Sie kennen meine Gemüthsart, meinen ganzen Cha-

racter, und Sie haben vom ersten Augenblick eingesehen daß ich dieses Mädchen von ganzer Seele liebte. Welche höllische Treulosigkeit wäre es nicht gewesen den jungen Aberney zu begünstigen! Ha, ich glaube, wenn Sie das thäten, so würde ich Sie zermalmen."

„Wenn ich so gehandelt hätte, so wäre es Ihre eigene Schuld," antwortete der Doctor ruhig. „Sie haben einmal erklärt daß Sie mich nicht als Ihren Freund betrachten; folglich können Sie auf meine Freundschaft keinen Anspruch machen."

„Sie waren gleichwohl mein Vertrauter, derjenige der meinen Gefühlen Nahrung gab und Vorschub leistete," antwortete Lothar heftig.

„Das Erste gebe ich zu, aber das Lezte ganz und gar nicht. Ich habe beinahe nie aus eigenem Antrieb von dem jungen Mädchen gesprochen; ich habe Ihnen nie eine Hoffnung in Bezug auf sie zugeflüstert. Im Gegentheil habe ich Sie vor dem Einfluß der beiden Aberneys gewarnt; aber da machte man mir Vorwürfe, ich wolle den Teufel in Ihrem Blut wecken. Nun wohl, Herr Baron, die Folge davon ist daß ich mich nicht verpflichtet glaube Ihren Interessen zu dienen, da Sie Alles was ich dabei vornehme als Schurkenstreiche betrachten. Aber möge jezt diejenige Person die Ihnen Mißtrauen gegen mich eingepflanzt hat, Ihnen einen eben so guten Rath geben wie ich ihn hätte geben können!"

Lothars Brust hob sich unruhig. Seine ganze Seele war in Aufruhr bei dem Gedanken daß es bloß einiger Worte von Wagner an Aberney bedurfte damit dieser nach Schweden hinüberreiste und

Schuldfried mitnahm, Lothar aber als ein Raub all dieser Furien die jezt in seiner Brust rasten zurückbleiben mußte. Sie, Schuldfried, hatte ihren Kopf an Tages Schultern gelehnt, während er seinen Arm um ihren Leib geschlungen hielt. Sein Blut kochte bei diesem Gedanken, besonders wenn er überlegte daß er selbst kaum ihre Hand zu berühren wagte. Zum Doctor sagte er:

„Vergessen Sie wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe, und beweisen Sie daß Sie einiges Interesse für mich hegen, indem Sie nicht auf die Seite meines Rivals übergehen."

Der Doctor betrachtete ihn einen Augenblick, dann ergriff er die dargebotene Hand und sagte mit Nachdruck:

„Ich werde ihn nicht warnen."

„Gut!" Lothar ging an den Tisch, warf hastig einige Zeilen auf ein Papier, versiegelte dasselbe und überreichte es dem Doctor mit den Worten:

„Schicken Sie dieß mit einem reitenden Expressen ab."

Der Doctor hielt den Brief in der Hand und betrachtete die Aufschrift, dann sah er den jungen Mann an:

„Was hoffen Sie von einer Besprechung mit Tage Aberney? Daß er nach Schweden zurückreise und seiner Braut entsage? Oder glauben Sie es werde Ihnen wirklich auf dem Wege der Ueberredung gelingen einen Finnen von seinem Wunsche abzubringen? Dann wäre es besser Sie schafften ihn und seinen Vater in aller Stille auf die Seite."

„Wagner, wecken Sie diesen abscheulichen Ge-

danken nicht wieder in meiner Seele! Ich möchte ihm weit lieber eine Kugel durch den Kopf jagen und ..."

„Es Schuldfried überlassen Sie zu verabscheuen und ihn zu beweinen. Versuchen Sie es, bester Baron, Ihre Stellung und Ihre Handlungen einen Augenblick besonnen zu beurtheilen. Sie lieben das junge Mädchen, Schuldfried hegt ein lebhaftes Interesse für Sie, doch nicht stark genug um dem mächtigen Einfluß alter Freunde die Wage zu halten. Sie wollen Allem Troz bieten um ihr Ihren Namen und eine weit glänzendere Gesellschaftsstellung als ihr jezt geboten wird zu schenken. Nun wohl, Sie wollen das Mädchen und sich selbst zugleich glücklich machen; aber dieß wird Ihnen nie gelingen so lange die Feinde der Familie Canitz sie beherrschen. Diese verabscheuen Rußland, das russische Joch, und lieben Schweden. Was ist also einfacher als daß Sie im Bewußtsein hievon dem Professor und seinem Sohn Pässe verschaffen um binnen acht und vierzig Stunden Finnland zu verlassen? Haben Sie ihnen dadurch geschadet? Nein, diese Herren werden nicht nach Sibirien geschickt wie die armen Polen."

Die Ergebnisse dieser Berathung werden sich bald zeigen. Nach einer Stunde verließ der Doctor das Zimmer und begab sich nach seinem eigenen Flügel.

Die Nacht war weit vorangeschritten, und noch wanderte Lothar unruhig im großen Salon auf und ab. Der Brief in dessen Lesung ihn die Ankunft

des Doctors unterbrochen hatte, war gänzlich vergessen. Es ging Lothar wie allen Menschen deren Gefühle bis auf die höchste Höhe getrieben sind, daß die ganze Thätigkeit der Seele sich um einen einzigen Gegenstand concentrirt der diese Steigerung hervorgerufen hat.

Lothar war einige Abende in die Nähe von Ektorp geritten, hatte sich sodann an den Plaz im Walde geschlichen, wo man Alles sehen konnte was auf dem Hofe vorging, und da hatte er Tage und Schuldfried beisammen gesehen. Bemerkt man ferner daß er sie seit dem Morgen wo er durchs Fenster einige Worte mit ihr ausgetauscht keinen Augenblick mehr hatte treffen können, sondern sich lediglich mit den paar Zeilen hatte begnügen müssen die er als Antwort auf seinen langen Brief erhalten, so begreift man leicht wie es in ihm gähren mußte, besonders da Schuldfried in ihren Briefen niemals von ihren Gefühlen oder von irgend Etwas das auf ihre Neigung bezogen werden konnte sprach. Der lezte Brief den der Doctor mitgebracht hatte, war indeß von den vorhergehenden abgewichen und hatte in Verbindung mit allem Andern oben mitgetheilte Besprechung hervorgerufen. Er lautete wie folgt:

„Sie sind betrübt. Ihre Worte haben einen Anstrich von Kummer und zuweilen von Bitterkeit. Woher kommt das? Bin ich die Ursache davon? Und gleichwohl möchte ich so gerne einen angenehmen Gegenstand bilden bei dem Ihre Gedanken verweilten. Ach ich hätte viele Wünsche; aber es ist mir zu Muthe wie einem Vogel den man seines höchsten Schazes, der Freiheit, beraubt hat. Gleichwohl sollte

ich glücklich sein, sehr glücklich, denn ... Verzeihen Sie daß ich Ihnen nicht Alles sagen kann; nur soviel mögen Sie wissen daß ich jezt die Ruhe und den Frieden meiner Mutter in meinen Händen habe. Sie hat gesagt, das Mittel sie zu erfreuen liege in meiner Gewalt, und gleichwohl ... bebe ich; doch dieß geschieht wohl darum weil ich ein Kind bin das mit Allem unbekannt und dem Alles neu ist. Nein, jezt will ich nicht mehr schreiben und doch hätte ich Ihnen so viel zu sagen. Wer weiß wie lange ich noch das Recht besizen werde Ihre Briefe zu empfangen oder zu beantworten ... Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir wenn ich Ihnen Kummer gemacht habe oder machen werde."

Ein Tag hat vier und zwanzig Stunden. Diese hinwiederum bilden ein Nichts in dem großen Rechenbuch des Unendlichen, und gleichwohl wie manche Umwälzung in einem Menschenleben kann nicht dieses kleine Picken der Zeitenuhr in sich schließen!

Die Nacht, welche der reiche und schöne Besizer von Kronbrück durchwachte, hatte für Schuldfried allen andern Nächten geglichen. Sie entschlummerte mit Gedanken an den Fremden, obschon sie an Tage denken wollte. Im Schlaf wurde sie von geheimen unruhigen Gedanken erfreut oder gequält, und als sie am Morgen erwachte, hatte sie keine Ahnung davon daß dieser Tag das Signal zu all den verheerenden Stürmen werden sollte die ihr Leben bedrohten. Mit der gewöhnlichen wehmüthigen Sehnsucht, die sich jezt in ihrem Herzen wieder vorfand, begrüßte sie den Aufgang der Sonne.

Frau Smith sagte nach dem Frühstück zu ihrer Tochter:

„Mein Kind, Du hast meinetwegen so lange die arme lahme Mutter Veronica und die Frau des Waldschüzen vernachläßigt, daß Du mir ein Vergnügen machen würdest wenn Du sie besuchtest."

Nach einigen Stunden wandelte Schuldfried nach der Hütte des Waldschüzen. Eine stille Ahnung sagte ihr, sie könnte möglicher Weise vielleicht mit dem Fremden zusammentreffen. Ihr Vorgefühl täuschte sie nicht, denn sie war noch nicht weit gegangen, als sie zu ihrer großen Verwunderung Lothar in der Allee begegnete. Er pflegte sonst nicht so nahe bei dem Hofe zu gehen. Bei seinem Anblick eilte Schuldfried auf ihn zu und rief vergnügt:

„Wie artig Sie sind daß Sie just heute hieher kommen!"

„Hätten Sie keinen Spaziergang gemacht, so wäre ich nicht länger vor dem Gitterthor stehen geblieben, sondern in Ihre Wohnung gegangen um mit Ihnen sprechen zu können," antwortete Lothar. „Ach Sie ahnen nicht welche höllische Nächte und Tage ich hingeschleppt habe." Er fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Aber mein Gott, was quält Sie denn?" fragte Schuldfried.

„Meine Liebe zu Ihnen, Schuldfried," antwortete er.

„Sehen Sie, ich bin ja nur eine Quelle des Leidens für Sie und doch möchte ich so gerne das Gegentheil sein."

Lothar ergriff ihre Hand und führte sie an die

kleine Bank die unter einem hohen Wachholderbusch am Wege stand.

„Sezen Sie sich hier und hören Sie mich an,“ sagte er in einem Ton der seine tiefe Aufregung verrieth. „Ach Schuldfried, Sie fassen für mich das ganze Leben zusammen; den Himmel von Glück wohin meine Wünsche sich einmal gewagt haben, und den Abgrund von Qualen wohin noch nicht einmal die Phantasie sich verirren konnte. Geben Sie mir daher einen einzigen Strahl von Hoffnung daß..... Ach verzeihen Sie, der Schmerz macht mich kühn..... daß Sie mich einmal lieben werden. Ich will geduldig den Tag abwarten und sollte er erst bei meinem Tode anbrechen. Befreien Sie mich nur von dem qualvollen Gedanken daß Sie einen Andern lieben, daß Sie die Frau eines Andern werden sollen; denn diese Vorstellung hat mich beinahe in einen wahrhaft elenden Menschen verwandelt.“ Er schüttelte den Kopf mit einer Bewegung als wollte er die Martern verjagen die darin tobten. „Sagen Sie mir,“ fuhr er fort, „ob es nicht irgend ein Mittel für mich gibt Ihr Herz zu gewinnen. Nennen Sie mir die Opfer die Sie fordern, und ich will mich ihnen unterwerfen wenn ich mir nur Ihre Zärtlichkeit damit erwerben kann.“ Er ergriff Schuldfrieds Hände. „Ich habe in meinem ganzen Leben nicht gewußt was es heißt Jemand zu lieben, Jemand von ganzer Seele lieb zu haben; Sie sind die Erste die mich den Himmel und die Hölle dieser Empfindung kennen lehrte. Ich habe weder Mutter noch Vater noch Geschwister gehabt; Sie sind die Einzige an die ich mich anschloß und ohne Sie

könnte ich nicht leben.“ Er preßte ihre Hände fest in die seinigen.

Auf Schuldfrieds Wangen wechselten Purpurflammen und Lilienwolken. Sie lächelte ihm mild und dennoch betrübt zu und flüsterte:

„Ihre Worte sind wieder nahe daran mich zu erschrecken, und gleichwohl klingt ein Echo von ihnen in meiner Seele wieder. Still, unterbrechen Sie mich nicht, sondern versuchen Sie mich mit Geduld und Ruhe anzuhören. Sezen Sie sich an meine Seite,“ fuhr Schuldfried fort, indem sie ihre Hände aus den seinigen zog. „Sie bitten mich um einen Schimmer von Hoffnung. Was kann ich geben das Sie nicht bereits besäßen? Sie lieben mich. Ach diese Worte erfüllten einmal mein Inneres mit Leben, dann mit Freude, und so oft ich sie in meiner Erinnerung wiederholte, schlug mein Herz stärker vor Wonne. Ich fühlte damals recht deutlich daß Sie mir lieb waren. Vielleicht nur allzu lieb,“ fügte sie mit gesenkter Stimme hinzu, „und gleichwohl sind Sie mir so fremd, daß es Augenblicke gibt wo ich meine ich solle Sie nicht so lieben wie ich thue. Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe in diesen Wochen wo wir getrennt lebten ernstlich an Sie und an mich gedacht. Troz aller Zärtlichkeit, die mich umgab, empfand mein undankbares Herz gleichwohl ein wehmüthiges Verlangen nach Ihnen. Sie sind für mein Leben unentbehrlich geworden. Für Ihr Glück würde ich gerne mein eigenes opfern, aber für den Frieden meiner Mutter, für den Wunsch meines Onkels und für Tages Zukunft würde ich ohne Bedenken sowohl Sie als mich opfern. Ach

das Gefühl womit ich an Ihnen hänge gibt mir nicht das Recht einem Andern als mir selbst Schmerz zuzuziehen. Es ist nur das Recht mich aufzuopfern." Schuldfried legte die Hand an ihr Herz und fügte hinzu: „Es ist als ob da drinnen Etwas fehlen müßte wenn ich und Sie getrennt würden, und deßungeachtet wird der Tag bald kommen ....."

„Schuldfried, Schuldfried," erscholl eine Stimme vom Hofthor her; die jungen Leutchen drehten sich um und Schuldfried erhob sich sogleich mit den Worten: „Meine Mutter!" Sie reichte Lothar die Hand und fügte mit einem Blick der seine Brust mit jubelnder Freude erfüllte hinzu: „Leben Sie wohl bis auf morgen."

Sie sprang über den Graben und eilte zur Mutter. Als sie weglief, erhob sich Lothar um wo möglich einen Blick von dem Weibe zu erhaschen das Schuldfried das Leben gegeben, und über welches so wunderliche Gerüchte gingen.

An das Thor gestützt stand wirklich Frau Smith da und erwartete das Herannahen ihrer Tochter. Das Gesicht hatte sie der Allee zugekehrt. Lothar, der sich nur einige Schritte hinweg befand, konnte sehr wohl ihre Züge unterscheiden. Der junge Mann bog die Zweige des Busches auseinander, ließ sie aber sogleich wieder fahren indem er murmelte:

„O mein Gott! dieses unheimliche Gesicht, welche Erinnerungen ruft es nicht in meiner Seele zurück! Nein, sie kann es nicht sein . . . irgend ein höllisches Trugbild treibt seinen Spott mit mir." Er beugte sich wieder mit einer hastigen Bewegung unter

die Zweige. Frau Smith blieb regungslos stehen bis Schuldfried an das Thor gekommen war.

„Zwei so ähnliche Gesichter kann es nicht geben," stammelte Lothar und versank in Gedanken die ihm Anfangs sehr qualvoll zu werden schienen, aber zulezt schüttelte er seinen schönen Kopf um sich davon zu befreien, und ein Ausdruck strahlender Freude flog über sein Gesicht indem er flüsterte:

„Was geht es mich an wer ihr das Leben gegeben hat! Sie ist jezt mein. Weder die Mächte des Himmels noch der Hölle können sie mir entreißen, seit ich weiß daß ihr Herz mir gehört. Sollte ich wohl darum aufhören dieses reine und edle Mädchen zu lieben weil sie ein Kind des Verbrechens ist? Nein, wäre sie auch am Fuße eines Schaffots geboren, so ist sie doch selbst eine schuldfreie Taube. — Schuldfried! — Ach wie viel schließt nicht dieser Name in sich!"

Lothar ritt nach dem stolzen Kronbrück zurück, indem er sich zum ersten Male in seinem Leben den gaukelnden Jugendtäuschungen über zukünftiges Glück hingab. Sein Herz pochte vor Freude, als er in der Phantasie den Augenblick sah wo er die Tochter der düstern Wittwe als seine Gattin und Beherrscherin des herrlichen Gutes heimführen würde. Mit welcher Pracht, mit welchem Glück wollte er sie umgeben, und wie wollte er sie nicht mit seiner Liebe schmücken! — Es war das erste Mal daß der von der Natur so freigebig ausgestattete und so reich mit Glücksgütern gesegnete junge Mann sich wahrhaft glücklich fühlte; das erste Mal daß eine Ahnung von Wonne seine Seele anflog. Lothar hatte Alles

vergessen was ihn einer unrechten Handlung beschuldigen konnte. Er hatte bloß ein einziges Bewußtsein, daß Schuldfried ihn lieb hatte. Was kümmerte er sich darum ob es Andere gab denen sie sich aufzuopfern für ihre Pflicht hielt; diese Andern sollten ihm bald nicht mehr im Wege stehen, und was die Mutter betraf, so dachte Lothar gar nicht an sie. Er besaß Schuldfrieds Zusicherung und in dieser Gewißheit glaubte er Alles zu besitzen.

O Jugend, Zeit der Hoffnungen, wie bitter beweinen wir dich nicht wenn du mit deinen Schätzen von Glauben und Zuversicht entflohen bist, wenn das Herz nicht gerade dasjenige fürchten gelernt hat was die Hoffnung am schönsten malt!

Ein Tag mag noch so freundlich oder traurig beginnen, so nimmt er zuletzt ein Ende, und unsere Freuden oder Schmerzen verbergen sich im stillen Schooße der Nacht. So auch an dem Tage wo Lothar die ganze Welt von Glück die ihm entgegen lächelte nicht in seiner Brust fassen zu können meinte.

Zu Mittag waren einige Gäste geladen und der sonst stolze und verschlossene Wirth von Kronbrück hatte vor Freude gestrahlt. Seine Unterhaltung blizte von Geist und Wiz. Doctor Wagner, der sich unter den Gästen befand, warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlichen Blick auf Lothars schönes, vom Glücke noch schöner gewordenes Gesicht.

„Berausche Dich immerhin mit Deinem Schatten von Seligkeit, um so schrecklicher wird Dein Erwachen sein,“ dachte der Pole.

Nach Tisch entfernten sich alle Gäste. Der Doctor sagte, er sei zu einem Kranken gerufen, und als die Dämmerung einbrach, befand sich Lothar allein. Er saß im großen Salon in einen Sopha zurückgelehnt, in all die Träumereien versunken die der Einbildungskraft eines glücklichen Liebhabers so angenehm schmeicheln. Die Dienerschaft hatte wie gewöhnlich die Lichter in den Candelabern und Kronleuchtern angezündet ohne daß der Baron darauf achtete; er bemerkte die ganze Lichtfluth die auf ihn herabströmte nicht, so vollkommen war er von der äußern Welt losgerissen. Gleichwohl wurde er dahin von einem Bedienten zurückgerufen der eintrat und meldete daß eine junge Dame ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist sie?" fragte Lothar ärgerlich über die Störung.

„Sie will ihren Namen nicht angeben, behauptet aber daß sie etwas Wichtiges zu sagen habe."

„Laß sie hereinkommen!" Lothar erhob sich aus seiner liegenden Stellung und fuhr mit der Hand durch die dunkeln Locken indem er dachte: „Jung? Dann kann es nicht . . ."

Die Thüre öffnete sich und der Bediente sagte: „Wollen Sie gefälligst eintreten; der Herr Baron sizt da und ist ganz allein."

Herein trat ein hochgewachsenes schlankes Frauenzimmer mit gesenktem Blick. Die Thüre wurde hinter ihr zugemacht und sie blieb unmittelbar vor derselben stehen. Sie und Lothar waren allein. Er richtete sich auf und wandte sich zu ihr, blieb aber

stehen und blickte seinen Gast beinahe erschrocken an, indem er rief:

„Schuldfried!"

Ehe wir zur Schilderung der Scene übergehen die jezt erfolgte, wollen wir einen Blick zurückwerfen und sehen was auf Ektorp geschah als Frau Smith ihre Tochter rief.

Schuldfried hatte sogleich Lothar verlassen und war zu ihrer Mutter geeilt. Als sie durchs Gitterthor eintrat, hatte Frau Smith ihr einen Brief gereicht der mit einem reitenden Boten von Junta gekommen war. Er lautete wie folgt:

„Madame, ein großer Verdruß der eingetreten ist veranlaßt mich zu der Bitte Schuldfried sogleich nach Junta herüberzulassen. Ich wende mich an Sie damit Sie nach Schuldfried schicken, im Fall sie ausgegangen wäre wenn dieß ankommt. Die Augenblicke sind kostbar.

„Mit aller Achtung

„Sara Ehrmann."

Als Schulfried in aller Hast diese Zeilen gelesen hatte, sagte Frau Smith:

„Ich habe anspannen lassen. Fahre fort und bete zu Gott daß ihn Nichts betroffen haben möge."

Nach einigen Augenblicken war Schuldfried auf dem Weg nach Junta. Er kam ihr wie eine Ewigkeit vor, und sie suchte sich die Zeit und ihre Angst damit zu vertreiben daß sie sich die Worte ins Gedächtniß zurückrief die Aberney während der Krankheit ihrer Mutter zu ihr gesagt.

„Im Augenblick der Prüfung zeigt der Mensch am besten ob er Seelenstärke besizt und ein guter

Christ ist," hatte er gesagt, und sie wollte stark sein; sie wollte mit vollkommener Geistesgegenwart Allem entgegentreten was bei der Ankunft auf Junta sie erwarten mochte.

Dort angelangt eilte Schuldfried in den Saal, wo sie Tante Sara leise weinend in der Sophaecke traf. Beim Anblick Schuldfrieds stürzte sie auf und warf sich ihr um den Hals, indem sie rief:

„Mein Gott, Kind, welch ein schreckliches Unglück: sie sind fort, fort!" Sie brach in lautes Schluchzen aus.

„Fort! Gute, liebe Tante, sprechen Sie doch und sagen Sie was geschehen ist," bat Schuldfried mit zitternder Stimme.

Was sie wünschte, war jedoch nicht so leicht auszuführen; denn erst nach vielen Ausrufungen und Fluthen von Thränen gelang es Schuldfried zu erfahren was alle diese Ausbrüche hervorrief. Die Sache verhielt sich so:

Während man auf Junta frühstückte, waren der Kronvogt und der Bezirksexecutor gekommen und hatten mit Professor Aberney und Tage zu sprechen verlangt. Sie waren ins Zimmer des Ersteren geführt worden. Nach kurzer Besprechung, während welcher der Executor alle Papiere Aberneys zu sich nahm, waren sie wieder herausgekommen, und Aberney hatte Tante Sara mitgetheilt daß er und Tage gezwungen seien sogleich nach Abo zu reisen. Tante Sara hatte während der Besprechung der Herren in Aberneys Zimmer eifrig am Schlüsselloch gelauscht und deutlich gehört daß der Executor von Gefangenschaft in Sibirien sprach. Ja sie konnte ihr Leben

dran sezen daß er gesagt hatte, Aberney und Tage würden dahin abgeführt werden.

Zwar hatten Aberney und Tage bei ihrer Abreise Tante Sara gebeten kein Wort davon zu sagen daß sie mit dem Kronvogt und dem Executor nach Abo gefahren seien, sondern sie solle bis auf Weiteres angeben, sie hätten eine Geschäftsreise gemacht; aber als Tante Saras beide Lieblinge fort waren, konnte sie es in der Einsamkeit nicht aushalten, sondern schickte sogleich nach Schuldfried, um gegen sie ihr Herz auszuschütten und wo möglich irgend eine Art zu ihrer Rettung ausfindig zu machen.

Tante Sara hatte sich in den Kopf gesezt daß sie selbst und Schuldfried nach Abo fahren sollten; leztere sollte dann zum Generalgouverneur gehen und für die Abgeführten bitten. Schuldfried war jung und schön, sie liebte Aberney und war ja beinahe Tage's Braut; dieser leztere Umstand, meinte Sara, würde den Gouverneur rühren, und wenn irgend Etwas sein Mitleid wecken könnte, so wäre es eine verzweifelnde Braut. Tante Saras ganze Hoffnung beruhte auf dem Erfolg einer rührenden Bitte Schuldfrieds bei dem Gouverneur.

Schuldfried saß bleich da und hörte gedankenvoll diesen Vorschlag an. Ihr Instinct sagte ihr daß sie darauf keine Hoffnung gründen könne Etwas auszurichten. Daß Etwas geschehen müsse, sah sie deutlich ein; aber was, darüber wußte ihre Unerfahrenheit keinen Rath. Inzwischen machte ihr Sara die traurigsten Beschreibungen vom Schicksal aller derjenigen welche sich das Mißvergnügen der russischen Regierung zugezogen. Sie entwarf dem Mädchen die

gräßlichsten Schreckbilder von der Knute und Sibirien, so daß ihre Haare sich sträubten und ihr Herz bebte. Während Tante Sara auf solche Art sich selbst und Schuldfried in die Angst jagte, hörte man einen Wagen in den Hof hereinrollen.

„Vielleicht kommen sie zurück!“ rief Schuldfried indem sie aufsprang. Sie öffnete die Thüre und eilte in den Erker hinaus, blieb aber dort mit dem Ausdruck getäuschter Hoffnung in ihren Zügen stehen; denn der Ankömmling war Wagner.

Der Doctor ging ihr verbindlich entgegen und sagte, er habe sie in Ektorp besucht, weil er erfahren habe daß Professor Aberney als politisch verdächtig nach Abo abgeführt worden sei. Da er sie nicht zu Hause getroffen, so habe er sie hier aufgesucht um ihr als Freund den Rath zu geben daß sie nach Kronbrück fahren, sich eine Besprechung mit dem Baron erbitten, ihm das Vorgefallene erzählen und ihn um seine Vermittlung für Aberney ersuchen solle.

„Er ist allmächtig und ein Wort von ihm genügt um den Professor zu befreien,“ hatte der Doctor gesagt. Als Schuldfried ihrer Tante Saras Vorschlag mittheilte, bewies er ihr daß eine solche Appellation an den Gouverneur ganz zwecklos sein würde. Der Gouverneur als Beamter müsse seine Pflicht thun; Baron Canitz dagegen als besonderer Günstling des Kaisers könne mit der größten Leichtigkeit Aberney von allen schlimmen Folgen seiner politischen Versehen befreien.

Als der Doctor sich entfernt hatte, war Schuldfrieds Entschluß gefaßt und sie reiste nach Kronbrück, wohin auch wir jezt zurückkehren.

Beim Tone von Lothars Stimme sah Schuldfried erschrocken auf, heftete mit einem Ausdruck des Entsezens ihre Augen auf ihn, trat dann hastig einige Schritte vor, ergriff seinen Arm und rief: „Sie sind also Constantin Canitz?“ Ihr Gesicht war todtenblaß geworden, ihre Lippen bebten und die großen dunkeln Augen starrten verzweiflungsvoll ihn an.

„Ja.“

Mit einer Regung wahren Entsezens riß Schuldfried die Hand von seinem Arme los, verbarg ihr Gesicht in den Händen und murmelte:

„O Jesus Christus, erbarme Dich über mich!“

„Schuldfried,“ sagte Lothar betrübt, „erschreckt mein Name Sie so sehr? Was bedeutet das wenn ich Canitz heiße? Für Sie bin und bleibe ich immer der Lothar, der Sie bis zur Abgötterei liebt.“

Schuldfried blieb unbeweglich. Lothar fügte mit innig bittender Stimme hinzu:

„Verzeihen Sie die Schwachheit die mich veranlaßte zu verschweigen wer ich war. Ich wußte ja daß die Gewißheit darüber mich verhaßt machen würde und ich wollte geliebt werden. Wenden Sie sich nicht ab, sondern sagen Sie daß Sie mir verzeihen.“

Schuldfrieds Hände waren langsam von ihrem Gesichte herabgesunken. Lothar suchte eine von ihnen zu ergreifen; aber bei dieser Bewegung trat sie zurück, richtete das gesenkte Haupt stolz empor und heftete einen kalten würdevollen Blick auf ihn. Mit einer unnatürlich ruhigen Stimme sagte sie:

„Baron Canitz! Ich kenne Sie nicht. Das ist das erste Mal daß wir uns treffen. Ich habe mich

hier eingefunden um Ihre Vermittlung für Aberney zu erflehen."

Im ganzen Wesen des jungen Mädchens lag Etwas was Lothars Blut gerinnen machte. Sein Herz wurde von Angst ergriffen wenn er ihrem kalten Blick begegnete, und er glaubte unter dem Einfluß eines qualvollen Traumes zu stehen. Er hatte sich kurz vorher noch so selig gefühlt, daß es ihm jezt schwer wurde diese Veränderung zu begreifen die ihr Aeußeres andeutete. Diese Augen die ihm am Morgen so liebevoll entgegengelächelt, waren sie wirklich dieselben die jezt so verächtlich blickten? Er hörte ihre Worte, aber er faßte sie nicht. Er verlangte bloß zu wissen, ob sein Name das Gefühl in ihr getödtet habe das ihn so glücklich gemacht. Was war Alles was sich nicht auf Schuldfrieds Liebe bezog für Lothar? Nichts.

„Alles was Sie zu mir sagen, ehe ich von Ihren Lippen einen Ausdruck der Verzeihung erhalten habe, kann ich nicht verstehen. O Schuldfried," rief er heftig, „sehen Sie mich nicht so an; was habe ich denn Böses gethan? Ich habe Sie wie ein höheres Wesen geliebt und verehrt. Ein einziges freundliches Wort, ein Wort das mir sagt daß Sie dieselbe sind wie heute früh, und Sie können dann über mein Leben gebieten."

„Wenn ich mit einem solchen Wort meiner Mutter Leben, meine eigene Ehre retten könnte, so vermöchte ichs doch nicht auszusprechen. Sie sind nicht mehr für mich der Sie waren — der Mann den ich liebte. Sie sind Baron Canitz, und zu ihm komme ich um seine mächtige Hilfe zur Rettung des Pro-

fessors Aberney und seines Sohnes anzuflehen. Sie sind auf Grund einer politischen Anklage vom Kronvogt nach Abo geführt worden. Ich bin gekommen um den Günstling des russischen Kaisers anzuflehen daß er meine unglücklichen Landsleute rette. Sie können es thun und auf meinen Knien will ich Sie darum bitten."

„Sie bitten und hoffen auf Gewährung," sagte Lothar düster, „und dennoch verweigern Sie ein freundliches Wort dem Manne dessen ganzer Friede darauf beruht. Sie begehren einen Dienst der mich Leben und Freiheit kosten kann, und zwar in dem Augenblick wo Sie mit Verachtung mein Herz von sich stoßen. Bei Baron Canitz bitten Sie und Lothar verstoßen Sie; derselbe Name an den Sie sich wenden um Ihre Freunde zu retten ist der Tod für Ihre Liebe."

„Ja, dieser Name kann meine Freunde retten, aber ich kann den Träger desselben nicht lieben. Er gehört einer Familie die gegen Finnlands Freiheit gefrevelt, ihr Vaterland verrathen hat, und Canitz heißt derjenige der in seiner rohen Wildheit mich einmal schimpflich mißhandelte." Schuldfried fügte mit Bitterkeit hinzu: „Ich möchte vor Schmerz sterben, wenn ich bedenke daß ich mich noch vor einigen Stunden stolz fühlte die Liebe eines Constantin Canitz zu besitzen. Dem vermessenen russischen Abkömmling einer erniedrigten schwedischen Familie kann Schuldfried ihr Herz nicht schenken." Sie schöpfte tief Athem und fügte mit gefalteten Händen hinzu: „Helfen Sie meinen Freunden, retten Sie diese

Leute vom Unglück, geben Sie sie mir und Finnland zurück."

„Hören Sie mich, Schuldfried, ich kann Ihnen Ihre Freunde nicht zurückgeben, selbst wenn ich meine ganze Wohlfahrt dafür opfere. Wer sich gegen die russische Regierung vergangen hat, kann nicht gerettet werden."

„Sie können nicht?" fiel Schuldfried ein; „sagen Sie lieber daß Sie nicht wollen. O mein Gott, wie konnte ich mich einen Augenblick der trügerischen Hoffnung hingeben daß Sie, ein Canitz, ein Russe, edelmüthig sein könnten! Ich mußte eine Weigerung erwarten von einem Manne der . . ."

„Warum verstummen Sie?" fragte er mit bebender Stimme. „Stoßen Sie zu, zermalmen Sie mich, zerfleischen Sie mein Herz, zertreten Sie es unter Ihren Füßen und kehren Sie dann heim mit dem Bewußtsein den Frieden eines Menschen zerstört zu haben. Mädchen," fügte er heftig hinzu, „Sie verläugnen das grausame Blut nicht das Sie geerbt haben."

„Baron Canitz," versezte Schuldfried mit Kälte; „es handelt sich hier nicht um Sie und um mich. Das Vergangene ist vorüber. Sie sind mir ein Fremder zu welchem ich kam um Hilfe zu suchen. Sie können, aber wollen dieselbe nicht gewähren. Nun wohl, ich gehe; genießen Sie den Triumph daß ich Sie vergebens um eine gute Handlung angefleht habe, die eine für Russen unmögliche Hochsinnigkeit voraussezte. Jezt habe ich nichts mehr hinzuzufügen." Schuldfried wandte sich gegen die Thüre.

„Verweilen Sie noch einen Augenblick und hören

Sie mich an. Indem Sie so verächtlich zu mir reden, vergessen Sie daß dieser erbärmliche Canitz Sie in seiner Gewalt besizt, daß er, wenn er ein schlechter Mensch wäre der Ehre und Tugend verachtete, seine Macht mißbrauchen und nur auf seine Leidenschaften hören könnte."

„Auf was hören Sie denn, wenn Sie meinen Freunden nicht helfen wollen?" sagte Schuldfried mit der unerschütterlichen Festigkeit in ihren Behauptungen die dem finnischen Volke so eigenthümlich ist.

„Ich kann Ihnen nicht helfen."

„Sie wollen nicht. Baron Canitz, möge Gott Ihnen diese Weigerung verzeihen." Schuldfried näherte sich der Thüre, aber Lothar vertrat ihr den Weg.

„Sie gehen also ohne ein einziges freundliches Wort, ohne einen einzigen freundlichen Blick?"

„Ja." Schuldfried sah ihn stolz an. „Sie lassen mich unerhört weggehen, obschon Sie wissen daß das Unglück und die Leiden meiner Freunde mir weit unerträglicher sind als der Schmerz der mich selbst getroffen hat. Sie können ihnen die Freiheit wieder schenken, aber Sie ziehen es vor mich in meiner Qual vergehen zu lassen. Und Sie wagen es noch von Ihrer Ergebenheit gegen mich zu sprechen. Ach das ist ein abscheulicher Hohn!"

„Wenn es ein Hohn wäre, so brauchte ich bloß den Schlüssel in diesem Schlosse umzudrehen, und Sie wären mein Eigenthum." Er legte die Hand auf das Schloß. „Ich habe gesagt daß ich Ihre Bitte nicht erfüllen kann. Sie zweifeln, Sie verweigern mir ein einziges armseliges Wort des Trostes für

all den Schmerz den ich erleide. Sie höhnen mich, während meine Liebe so heilig und ernst war, daß ich mich nicht einmal mit einer Geberde von einem andern Gefühl als Ehrfurcht leiten ließ. Nun wohl, wenn Schmerz oder Verdruß mich jezt veranlassen würden Sie in meiner Gewalt zu behalten, so wäre dieß eine entschuldbare Handlung." Er schöpfte tief nach Athem und fügte mit einem beinahe wehmüthigen Ausdruck hinzu: „Aber wenn ich das thäte, so würde ich Sie nicht so innig lieben wie dieß der Fall ist. Sie sind mir lieber als mein eigenes Glück, selbst in dem Augenblick wo Sie mich verachten." Lothar zog sich auf die Seite. „Leben Sie wohl und mögen Sie nie die Härte bereuen die Sie jezt gezeigt haben." Er verbeugte sich.

Schuldfried war erschüttert. Thränen floßen ihre Wangen hinab.

„Geben Sie meinen Freunden die Freiheit und ich werde Sie segnen."

„Verlangen Sie daß ich zu Ihren Füßen sterben soll, und ich will es thun. Aber begehren Sie nicht das Unmögliche."

„Ja unmöglich für einen Canitz, aber möglich für einen Mann von edlem Herzen," rief Schuldfried und schloß die Thüre auf. Lothar blieb unbeweglich stehen, bis sie sich hinter ihr wieder schloß, dann eilte er durch eine andere hinaus.

Im Hofe von Kronbrück stand die anspruchslose kleine Droschke worin Schuldfried gekommen war. Anders hatte es sich ruhig gemacht und schlief ganz

gemächlich auf seinem Ohr, indem er die Zügel in seiner müden Hand hielt. Ein Bedienter rief den schlafenden Kutscher an und half Schuldfried in den Wagen. Der Abend war düster, der Himmel trübe, und durch die Luft ging ein dumpfes Seufzen das ein nahendes Gewitter verkündete. Just als der Bediente ganz artig den Teppich für das junge Mädchen zurechtlegte, hörte sie eine helle und wohlbekannte Stimme von der Treppe her rufen:

„Führe sogleich mein Reitpferd vor!"

Schuldfried hüllte sich in ihren Shawl. Sie zitterte, ob vor Kälte oder Schmerz wäre schwer zu bestimmen, aber gewiß ist daß ein heftiger Frost sie schüttelte. Sie wollte Anders auffordern schnell von diesem Ort wegzufahren wo ihre ganze Lebensfreude zerstört worden, aber sie vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen.

Anders war ganz schlaftrunken und bedurfte einer langen Weile bis er zu sich kam und Peitsche und Zügel in Ordnung waren. Dann ging es im langsamen Hundetrab zum Gitterthor hinaus. Als es geöffnet wurde, hörte Schuldfried die Hufschläge eines Pferdes das man auf den Hof führte. Sie drückte ihre Hand fest gegen ihr unruhig pochendes Herz. Jezt kam ein Pferd hinter ihr her galoppirt. Als sie ein Stück weit in der Allee war, befand sich der Reiter an der Seite der Drotschke.

„Seien Sie ohne Furcht," sagte eine Stimme so weich und betrübt daß ihre Töne Schuldfried ins Herz drangen; „ich will Sie mit meiner Gegenwart nicht quälen oder verfolgen; ich will bloß darüber

wachen daß Sie heimkommen ohne daß Ihnen Etwas geschieht."

Heiße Thränen rollten über Schuldfrieds Wangen, aber diese ahnte Lothar nicht; die Dunkelheit verbarg sie und der Sturm küßte sie weg. Hätte es ihr Leben gegolten, so hätte Schuldfried nicht ein einziges Wort zu erwidern vermocht.

Lothar ritt schweigend neben dem Wägelchen her, während der Gott des Sturmes seine Schwingen entfaltete. Kein Wort wurde während der ganzen Fahrt gewechselt, und als die Drotschke nach Ektorp abbog, sagte Lothar:

„Leben Sie wohl!"

„Dank!" flüsterte Schuldfried mit lautloser Stimme die vom Geheule des Windes übertäubt wurde, so daß sie die Ohren nicht erreichte für welche sie bestimmt war. Lothar riß sein Pferd herum und jagte im wilden Carriere davon. Schuldfried hätte ihn gerne zurückgerufen, hätte ihm gern einige freundliche Worte gesagt, aber es war zu spät.

Die Nacht löste den Tag ab und Schuldfried saß allein auf ihrem Stübchen. Das keuchende Licht warf seinen unruhigen Schein auf ihre bleichen Züge in denen so viel tiefer und bitterer Schmerz zu lesen stand. Alle die ihr theuer gewesen und deren Anblick sie erfreut hatte, waren jezt fort. Schuldfried fühlte sich so niedergedrückt, so durchaus unglücklich, daß sie viel dafür gegeben hätte um eine einzige theilnehmende Brust zu besizen an die sie sich hätte anlehnen können, oder eine freundliche Stimme die ihr einige Worte des Trostes zugeflüstert hätte. Es war als hätte eine Windsbraut alle ihre Freude zer-

stört oder zertrümmert, um nichts als Angst, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zu hinterlassen. Ihre liebsten Freunde waren von einem schauerlichen Schicksal bedroht, ohne daß sie Etwas für sie zu thun vermochte. Sie hätte sie mit ihrem Leben so gerne von allem Schmerz freikaufen mögen! Und dann dieser Mann, der ihr so unaussprechlich theuer, so unentbehrlich geworden war — er hatte sie betrogen, er hatte sich in ihre Liebe und ihr Vertrauen eingeschlichen; er war derselbe Canitz der sie und Tage mißhandelt, derselbe Mann den sie von Kindheit an verabscheut, den sie als den Sohn eines Abtrünnigen verachten gelernt hatte. Alles das war eine bleischwere Last für die ungeprüfte Seelenstärke, besonders da sie troz alle dem zu ihrer tiefen Beschämung ihr Gefühl nicht von ihm loszureißen vermochte. Schuldfried meinte vor Schande zu vergehen, weil sie so schwach war denjenigen zu lieben den sie verachten sollte. Auch stieg jezt der nagende Gedanke in ihr auf daß sein vielleicht oft ausgesprochener Neid gegen Aberney und Tage es sei was ihn veranlasse ihnen nicht helfen zu wollen. Also war sie selbst die Ursache seiner Weigerung, und bei diesen Folgerungen wurde sie von den bittersten Selbstanklagen überfallen.

Schuldfried gehörte im Allgemeinen nicht zu denjenigen die für alle Widerwärtigkeiten Thränen oder auch nur eine Klage bei der Hand haben, aber die Qualen die jezt auf sie einstürmten, schienen ihr wirkliche Höllenschmerzen zu sein die vielleicht eine Linderung finden würden wenn sie weinen könnte.

Endlich gegen Morgen erbarmte sich der Gott

des Schlafes über das unglückliche Kind und schloß sie in seine Arme, so daß sie in einen kurzen und unruhigen Schlummer verfiel. Als sie daraus erwachte, war der Tag schon sehr weit vorangeschritten. Sie fand auf dem Tisch neben dem Bette einen etwas dicken Brief. Die Aufschrift war von Aberney's Hand. Hastig erbrach sie das Siegel. Der Umschlag enthielt zwei versiegelte und einen unversiegelten Brief. Sie entfaltete sogleich den leztern, wurde aber schneeweiß als ihr Blick auf die nur allzu bekannte Handschrift fiel, diese schönen und feinen Buchstaben deren Anblick ihr sonst so viel Freude gemacht hatte, jezt aber ihre Brust nur mit Bitterkeit erfüllte. Sie las:

„Sie sagten mir gestern daß Sie zu Baron Canitz in der Hoffnung gekommen seien Ihre Freunde durch ihn aus einer drohenden Gefahr zu erretten.

„Sie, ein junges und schönes Mädchen, begaben sich zu diesem Manne, dem einzigen Wesen das Sie auf Erden verabscheuen. Um Sie dazu zu vermögen, war eine mächtige Ergebenheit erforderlich, und eine solche hegen Sie für diese beiden Männer. Sie vergaßen die Furcht vor einem Canitz und traten über seine Schwelle, obschon Sie ihn jeder schlechten Handlung fähig glaubten.

„Was hofften Sie denn bei einem solchen Menschen auswirken zu können? Hofften Sie ihn durch Ihre Bitten zu erweichen? Dann sezten Sie voraus daß in seiner Brust ein Herz schlage das für Mitleid offen sei. Wer Mitleid empfinden, wer von einer Bitte gerührt werden kann, ist kein Verdorbener,

und gleichwohl denken Sie das von Constantin Canitz.

„Sie kamen in der Ueberzeugung daß er Ihnen fremd, daß er der Mann sei mit dem Sie einmal in Ihrer Kindheit und in seinen Jünglingsjahren auf so unglückselige Weise zusammengetroffen; Sie kamen ohne einen Gedanken an die Gefahr der Sie sich aussezten, indem Sie allein und schuzlos die Wohnung eines Mannes betraten und auf seiner Schwelle die Forderungen der Convenienz bei Seite sezten, überdieß noch riskirten verkannt, verachtet zu werden. Sie vergaßen Alles außer der Gefahr die Ihre Theuern betraf.

„Wie sehr müßte ich nicht dieselben wegen der Zärtlichkeit verabscheuen deren sie genießen, und seien Sie überzeugt, ich thue es auch. Doch davon wollte ich jezt nicht sprechen, sondern von dem verachteten Russen Canitz, der, wie Sie gestern sagten, weder Mitleid noch Edelmuth besizt, von diesem Manne der Sie, gleichviel wie innig, liebt; ich glaube er hat es Ihnen gesagt.

„Sie waren in seiner Gewalt· Sie beschimpften, reizten, verlezten ihn mit Ihren Worten; Sie thaten Alles um seine bessern Gefühle in einen brüllenden Orcan von wilden rachsüchtigen Leidenschaften zu verwandeln. Er besaß die Macht seinen schlimmeren Eingebungen zu folgen, und obschon Sie sich erlaubten ganz unbesonnen die heiligsten Gefühle seines Herzens und seine Ehre mit Füßen zu treten, so vergaß doch der Russe die Achtung nicht die er Ihnen oder sich selbst schuldete; obschon sein Blut von wilder Eifersucht, gekränktem Stolz und verach=

teter Liebe kochte, so ließ er Sie doch abziehen, ohne Sie nur mit einem einzigen Wort für die Hölle büßen zu lassen die Sie in seinem Innern hervorriefen.

„Schuldfried, während der entsezlichen Augenblicke unserer lezten Besprechung fühlte ich daß meine Seele edler war als die Ihrige. Ich verehrte und liebte Sie, und Sie, Sie behandelten mich mit höllischer Grausamkeit. Ich habe mich nie so stolz auf mich selbst gefühlt, als in dem Augenblick wo ich nach alle dem Sie gehen ließ. Ich hatte mein schlechteres Ich besiegt. Merken Sie, unverständiges Kind, daß ich bloß ein einziges Wort, ein Wort das mehrmals auf meinen Lippen schwebte, zu sagen gehabt hätte, um Sie zu demüthigen und zu zermalmen; und dennoch sprach ich dieses Wort, dieses entsezliche Geheimniß nicht aus. Beten Sie zu Gott daß ich immer die Kraft besizen möge es zurückzuhalten, und seien Sie auf Ihrer Hut daß Sie nicht noch einmal die Saiten meiner Seele so hoch spannen wie Sie gestern thaten. Einmal kann man es verhindern daß sie springen — zweimal nicht.

„Nachdem Sie mein Inneres zerstört, den kurzen reinen Glückstraum worein ich mich gewiegt zerrissen hatten, entfernten Sie sich ohne ein Wort des Erbarmens, der Theilnahme, obschon ich Sie flehentlich darum bat. Sie verließen mich und fürchteten nicht daß ich mich an diesen Männern rächen könnte für welche Sie zu bitten gekommen waren. Sie hofften wirklich daß ich diese Feinde meines Glückes und Friedens, die Urheber der Höllenqualen in welche ich gestürzt worden, schonen und keine Rache

an ihnen nehmen würde. Sie wagten sehr viel indem Sie einen Canitz reizten, denn derselbe Mann auf dessen allmächtigen Einfluß Sie für die Befreiung Ihrer Freunde rechneten, mußte Ihnen Angst einjagen wenn Sie ihn beleidigten. Er konnte ja mit seinem Wort das Unglück derselben noch vergrößern. Gestehen Sie daß Sie ihm eine Großsinnigkeit zutrauen mußten die nicht Jedermann gegeben ist.

„In diesem Augenblick habe ich eine Correspondenz vor mir liegen, die, wenn sie in andere Hände käme, den Professor Aberney sein Leben kosten würde. Ich brauche sie bloß dem Generalgouverneur zu schicken; aber statt dessen schicke ich sie Ihnen und zwar, obschon ich diese Aberneys aus dem Grund meines Herzens hasse.

„Noch mehr, ich bin die ganze Nacht gereist, um diese Leute selbst zu besuchen und ihnen beifolgende Briefe von Freunden zu verschaffen die Ihnen so theuer sind. Meinen geringen Einfluß habe ich so angewandt, daß das Unglück das sie getroffen hat sich auf den Befehl beschränkt binnen acht und vierzig Stunden Finnland zu verlassen. Sie reisen nach Schweden.

„Sie baten mich um ihr Leben und ihre Freiheit. Ich antwortete daß ich diesen Leuten nicht helfen könne . . . ach dieser elende Russe wollte sich lieber von Ihnen mit Vorwürfen überhäufen lassen, als Ihnen eine Hoffnung geben die er nicht mit Sicherheit verwirklichen konnte.

„Jezt sind, gleichviel um welchen Preis, Leben, Freiheit und Vermögen Ihrer Freunde unangetastet

geblieben. Dieselben leben und sind frei — sind Sie zufrieden?

„Diese meine Handlungsweise dürfte einigermaßen den Bubenstreich versöhnt haben welcher begangen wurde von dem Knaben

Lothar Constantin Canitz."

Schuldfried saß nach vollendeter Lectüre ganz wie versteinert da. Dieser so ruhige, so ernste, so würdevolle Brief war gleichwohl mit einem ihr widerlichen Namen unterzeichnet. All diesen Edelmuth hatte Constantin Canitz bewiesen, er den sie immer als einen Typus von Schlechtigkeit betrachtet hatte, und endlich waren dieser Canitz und Lothar eine und dieselbe Person. Schuldfried gestand daß er sich großsinnig gezeigt hatte. Bei der Erinnerung an all die gedankenlosen Worte die sie am Abend vorher ausgesprochen, erkannte sie den ganzen Adel seines Benehmens indem er ihr jezt die Aberneyschen Briefe zuschickte. Obschon Schuldfried mit den einfachsten Verhältnissen des Lebens unbekannt war, sagte ihr doch ihre Vernunft, als sie in einige davon hineinblickte, daß ihr Inhalt für Aberney höchst unglückschwanger gewesen wäre. Mit einem Gefühl das sie sich nicht zu erklären vermochte, drückte sie Lothars Schreiben an ihr Herz und flüsterte:

„Bis an den Tod wird er mir theuer sein."

Das Getöne von Schritten auf der Treppe veranlaßte sie den Brief zu verstecken. Frau Smith trat ein. Sie kam sonst höchst selten auf Schuldfrieds Zimmer, bloß wenn die Tochter unpäßlich war. Frau Smith sah unruhig aus.

„Du hast ja einen Brief von Aberney erhalten? Was schreibt er?

Schuldfried erröthete. Sie hatte ihn noch nicht erbrochen.

„Ich habe Onkel Aberney's Brief noch nicht lesen können," antwortete sie und überreichte ihn der Mutter.

„Nein, lies Du selbst, mein Kind."

Er war nicht sonderlich lang und enthielt bloß einige aufmunternde Worte. Schuldfried möge guten Muthes sein, sie befänden sich beide wohl. Sobald er in Schweden angelangt sei, würde er an ihre Mutter schreiben und ihr den Vorschlag machen hinüberzuziehen. Der Brief schloß mit einigen warmen Versicherungen väterlicher Ergebenheit. Als er zu Ende gelesen war, sagte Frau Smith düster:

„Ich nach Schweden hinüberziehen? Niemals!"

Sie verließ das Zimmer und Schuldfried konnte den Brief von Tage allein lesen. Er war geschrieben im Tone eines Jünglings der von seiner Herzliebsten losgerissen ist. Tage war unglücklich und unruhig. Er gab und verlangte zu gleicher Zeit Versprechungen von Liebe und ewiger Treue, während er bezweifelte ob Schuldfried ihm ergeben sein könnte, und doch zugleich um ihre Zärtlichkeit flehte, als das einzige Mittel um die Trennungsqualen aushalten zu können. Er pochte und bat, er klagte und tröstete: Alles auf etlichen Zeilen. Der ganze Brief zeugte von einem aufgeregten Gemüthszustand und einer bangen Besorgniß das Herz zu verlieren das er zu besitzen glaubte.

Undankbares Weiberherz! Obschon jedes Wort in diesem Brief einen hohen Grad von Liebe ath=

mete, so durchlas ihn Schuldfried doch ganz zerstreut, und als sie ihn zusammenlegte, dachte sie gewiß: „Armer, lieber Tage!“ Aber weiter hinaus gingen ihre Gedanken nicht. Was sie an Aberneys Brief wunderte, das war die vollkommene Zufriedenheit die er mit seiner Uebersiedlung nach Schweden aussprach. Tage schrieb ganz keck: da es ihm jezt unmöglich sei seine Braut abzuholen, so müsse die Braut zu ihm reisen. Der Ton sowohl in Aberneys als in Tages Brief beruhigte Schuldfried über das Schicksal und die Gemüthsstimmung Beider. Nun kehrten ihre Gedanken allmählig zu dem ersten Brief und seinem Verfasser zurück. Der tiefe Abscheu den sie vor Allem was Canitz hieß eingesogen hatte, die Erinnerungen aus der Kindheit, die in der Seele des stolzen und eigensinnigen Naturkindes unverwischbar eingegraben waren, Alles das erweckte einen bittern Kampf gegen das Gefühl der Bewunderung die seine Handlungsweise jezt einflößte.

Daß Derjenige den sie als Feind ihres Landes und Volkes betrachtete für ihr Herz so viel sein sollte, das wollte das finnische Mädchen sich selbst nicht verzeihen.

Einige Tage vergingen. Der Herbst hatte angefangen sein verdrießliches Gesicht zu zeigen. Es windete und regnete unaufhörlich.

Auf Ettorp war es düster. Schuldfried verbrachte die Tage beinahe beständig auf ihrem Zimmer. Frau Smith lebte in dem ihrigen eingesperrt. Annika war still und niedergeschlagen. Sie hatte einmal gesagt:

„Gott tröste uns, wie Alles das enden wird! Du weißt nicht, Schuldfried, welche Sorgen und Bekümmernisse Mama hat; Du bist glücklich!"

Schuldfried hatte Nichts gefragt. Sie wußte aus Erfahrung daß Annika niemals antwortete; aber das junge Mädchen war jezt noch betrübter und niedergedrückter als zuvor. Alles war ja fort was ihr Freude gemacht, alle Diejenigen denen sie in Liebe und Vertrauen hatte nahen können.

Am dritten Tag kam ein Bote von Tante Sara, mit der Bitte Schuldfried möchte nach Junta hinüberkommen.

Sie traf die Alte niedergeschlagen, aber ruhig. Tante Sara hatte sich jezt gerüstet ihrem Neffen nach Schweden nachzuziehen; aber bevor sie Junta verließ, wollte sie sich von Schuldfried verabschieden, die auch den ganzen Tag bei ihr blieb.

Die Alte war außerordentlich mittheilsam. Sie sprach ganz offen und unverholen, was sonst nicht ihr Brauch war.

„Ich hatte allerdings," sagte sie, „in Finnland zu sterben gewünscht. Meine ganze Jugend und den größern Theil meiner mittleren Jahre habe ich zwar in Schweden zugebracht, aber ich habe immer die Hoffnung genährt meine Tage in dem theuern Vaterland beschließen zu können. Doch es war nicht Gottes Wille; denn wo Victor lebt, da muß auch seine alte Tante leben. Er hat sich hier niemals recht wohlbefunden, seit Finnland russisch geworden, und das ist auch kein Wunder; aber er glaubte seinen Landsleuten nüzen zu können und deßhalb blieb

er. Der arme Victor! Sein Leben war voll von Sorgen und Prüfungen.“ Sara seufzte.

Sie empfand ein unwiderstehliches Bedürfniß ihr Herz bei Schuldfried erleichtern zu dürfen. Sie hatte keine Freundin und nie eine solche besessen. Im Allgemeinen war sie wortkarg und scharf gegen Fremde, obschon sie gegen ihren Neffen, gegen Tage und Schuldfried gesprächig und wohlwollend sein konnte. Nicht einmal gegenüber der Lezteren, die ihr Liebling war, hatte sie jemals eine Andeutung auf die Vergangenheit oder die Bekümmernisse Aberneys gemacht. Jezt, nach diesen Tagen gänzlicher Einsamkeit und Angst, war ihr das Herz so voll. Die Vergangenheit mit all ihren Verlusten zog an ihrer Seele vorbei, und da Schuldfried das einzige ihr theure weibliche Wesen war, so regte sich jezt ein gewaltiges Bedürfniß recht offen und recht viel mit ihr zu sprechen. Sie kannte Schuldfried und wußte daß Alles was sie zu ihr sagte wohl aufgehoben war.

„Du mußt wissen, mein Kind,“ fuhr Sara fort, „daß Victor Aberney und ich die einzigen Trümmer zweier einst glücklichen, aber vom Schicksal schwer heimgesuchten Familien sind. Victors Mutter war meine Schwester. Ich besaß auch einen Bruder, der ein angesehener Mann war. Gott segne ihn!“

Jezt standen der Alten die Thränen in den Augen. Langsam, als fürchtete sie ihre eigenen Erinnerungen, begann sie all die Ereignisse zu erzählen die der Leser aus der Einleitung kennen gelernt hat: von Harms Verheirathung mit dem ältesten Aberney und dessen Tod; von Harms zweiter Ehe mit Enoch und dessen unglücklichem Ende.

Schuldfried hörte die unheimliche Familiengeschichte voll Theilnahme an, und als Sara verstummte, um ihrer Rührung bei der Erinnerung an all diese Nichten und Neffen denen es unglücklich gegangen Einhalt zu thun, fragte Schuldfried:

„Nun Tante, was wurde denn aus der armen Wittwe der beiden Brüder? Ich meine Ihre Nichte Harm.“

„Ach mein Kind, das weiß ich nicht. Victor reiste zwar gleich nach der Nachricht von Enochs Tod nach Schweden hinüber; aber was zwischen ihm und Harm vorging, weiß ich nicht. Als er wieder heimkam und ich nach ihr fragte, antwortete er mir streng und düster:

„Tante Harm ist todt — wenigstens ist sie es für uns. Sie ist eine Verbrecherin deren Name von keinem rechtschaffenen Menschen genannt werden darf.“

„Welche Entdeckungen er machte, suchte ich nicht zu erforschen. Leider muthmaßte ich sie und schwieg. Wenn ich später manchmal ihren Namen nannte, wurde er böse. Einmal träumte ich daß Harm zu mir komme und mich um Verzeihung bitte. Am Morgen faßte ich Muth und erzählte Victor meinen Traum. Er antwortete:

„Es gibt Verbrechen die nicht verziehen werden können, und zu diesen gehören die Verbrechen Harms.“

„Aber wenn sie unglücklich und in Noth wäre? fiel ich ein.

„In Noth kommt sie nie und unglücklich zu sein verdient sie. Sprich nicht mit mir über dieses Geschöpf.

„Erinnere Dich daß sie den Namen Deiner Brüder trägt, wandte ich ein.

„Das werde ich immer als eine Schande betrachten; aber ich bitte Dich, Tante, sprich nicht von diesem Weib, es bringt bloß mein Blut in Aufruhr.

„Im selben Jahr erfuhr ich zufällig daß sie und ihr Kind, denn sie hatte ein Kind von ihrem lezten Mann, sich einige Zeit in Rußland aufgehalten haben..."

Tante Sara verstummte und begann zu weinen.

„Bei wem?"

„Ach Schuldfried, mein liebes Mädchen, das ist mein eigentlicher Herzenskummer." Tante Sara weinte bitterlich. „Siehst Du, meine zweite Nichte Edith war mein Liebling, meine Freude, und mit ihr ging es auch unglücklich. Sie zog sich den Unwillen der Familie zu; wodurch, das wage ich nicht zu sagen; genug, sie hielt sich in Rußland auf. Ich, die ich sie von ganzem Herzen liebte, ich konnte das arme Kind nicht verstoßen und deßhalb schrieb ich ihr noch immer. Bei ihr in Rußland wohnte Harm eine Zeitlang, aber eines Tags verschwand sie spurlos aus der Schwester Haus. Seitdem hat man nichts mehr von ihr gehört."

„Und Edith lebt also noch?"

Tante Sara sah sich erschrocken um, ergriff Schuldfried fest beim Arm und flüsterte:

„Sie ist ihrem Manne nach Sibirien gefolgt, es sind jezt zehn Jahre."

„Ist nichts für die Unglückliche geschehen?" fragte Schuldfried schaudernd.

„O ja, Victor hat alles Mögliche aufgeboten. Er hat sogar mit dem verstorbenen General Canitz gesprochen um durch ihn eine Veränderung in ihrem Schicksal zu bewirken; aber der General antwortete:

,So lange ich lebe, soll sie bleiben wo sie ist!' Liebes Kind, fürchte vor allen Dingen den Namen Canitz, das sind schreckliche Menschen. Diese Familie bringt Unglück und Fluch mit sich. Sie heucheln Tugend und schöne Handlungen, um ihre Opfer zu täuschen; sie sind Menschen ohne Treu und Glauben, ohne Herz und Gefühl. Meine arme Edith, mein armes Kind, hat dieß erfahren müssen. Nachdem Victor mit dem General gesprochen hatte, wollte er Nichts mehr von Edith hören, denn sie hat nach seiner Ueberzeugung ihr Schicksal verdient."

„Und wodurch?"

„Ihr erstes Verbrechen will ich Dir nicht sagen, das weiß nur ich und Victor. Das zweite bestand darin daß sie einen Russen heirathete, einen von denen die Finnland einnehmen halfen. Ich habe viel gebetet und viel geweint, damit ihre Sünden ihr vergeben werden mögen; denn sie, die Feinde und Unterdrücker unseres Landes, zu lieben, das ist eine schwere Sünde, und Gott straft diejenigen die es thun."

„Aber," sagte Schuldfried, indem sie ihren Kopf gedankenvoll in die Hand lehnte, „warum antwortete General Canitz daß sie nicht aus Sibirien kommen würde so lange er lebe?"

„Darum weil er Ursache war daß ihr Mann dorthin gebracht wurde, gerade wie ihr Sohn jezt die Schuld trägt daß Victor des Landes verwiesen worden ist."

„Was sagen Sie damit?" rief Schuldfried.

„Meine Ueberzeugung. Nimm Dich vor dem jungen Canitz in Acht, liebe Schuldfried. Ich ver-

muthe daß er Deine Freunde bloß entfernt hat um ungehindert Dir schaden zu können. Mißtraue jedem Wort, jeder scheinbar noch so guten Handlung; sie verdecken bloß Heimtücke, und Victor sagte oft: Für einen Canitz gibt es weder Treue noch Ehre, sie machen sich ein Spiel aus Allem was ihre schlechten Absichten fördern kann. So viel ist gewiß daß niemals ein Aberney Deinen Namen mehr hören möchte im Fall Du gegen einen Canitz Wohlwollen oder Ergebenheit zeigst. Laß diese Worte warnend vor Deinem Gedächtniß stehen, im Fall er Deine einsame und verlassene Lage benüzen sollte um Dich zu seinem Opfer zu machen."

In ihrem Ergießungseifer achtete Tante Sara nicht darauf wie der Ausdruck in Schuldfrieds Zügen unaufhörlich wechselte.

Abends fuhr Schuldfried, nachdem sie von Tante Sara herzlichen Abschied genommen und die dringendsten Ermahnungen empfangen hatte sich in allen Dingen nach Victor zu richten, nach Hause zurück.

Der Abend war düster und der Regen schlug schmetternd an die Fensterscheiben als sie wieder in ihr Stübchen trat. Als sie allein dasaß und auf das Geheul des Sturmes lauschte, traten ihr die traurigen, unglücklichen Ereignisse welche Tante Sara erzählt hatte beständig wieder vor Augen, und in ihren Ohren widerhallten unaufhörlich die Worte des Generals Canitz daß Edith in Sibirien bleiben solle, so lange er lebe. Alle Warnungen der Tante Sara tauchten nach einander auf, um sie zu quälen und zu martern.

Eine ganze Woche war vergangen ohne daß von dem Besitzer Kronbrücks Etwas zu sehen oder zu hören war. Am Tag nachdem Schuldfried von Tante Sara Abschied genommen, kam der Pastor nach Ektorp herüber. Ein Brief von Frau Smith hatte ihn dazu bestimmt. Nach einer langen Einzelbesprechung mit der Wittwe speiste er mit Schuldfried und ihr zu Mittag. Während des Essens sagte der Pastor:

„Nun, jezt ist Kronbrück wieder verlassen. Der junge Baron ist schon am Anfang der Woche nach Petersburg abgereist."

Jezt klirrte ein Teller. Schuldfried ließ denjenigen den sie von Annika empfangen sollte fallen.

Als der Pastor abgereist war, sagte Frau Smith:

„Morgen unternehme ich eine Reise nach Abo."

„Du Mama!" rief Schuldfried erschrocken. „Ich darf Dich doch begleiten?"

„Nein, Du mußt daheim bleiben. Meine Anwesenheit in Abo ist nothwendig. Es handelt sich um Geschäfte."

„Aber . . ."

„Kein Aber, mein Kind, ich muß reisen."

Frau Smith tätschelte ihre Tochter und betrachtete sie mit dem Ausdruck schmerzlicher Zärtlichkeit der beinahe immer in ihren Blicken lag. Darauf ging sie in ihr Zimmer, und Schuldfried in ihrer innern Unruhe nahm einen Shawl um auszugehen. Sie wandelte gegen Junta zu. Wie fröhlich und glücklich war sie nicht früher immer und zulezt noch in diesem Sommer der wie ein Luftgebilde davongeflogen diesen Weg gegangen! Wie schön und

freundlich hatte ihr nicht das Leben geschienen! Und jezt — jezt hatte der glänzende Traum eitel Schatten hinter sich gelassen. Jeder Busch auf dem Weg erinnerte sie an ihn. Sie sezte sich auf ihren gewöhnlichen Ruheplaz, stüzte ihren Kopf in die Hände und wiederholte unaufhörlich in Gedanken:

„Er ist ein Canitz; er ist jezt weit, weit entfernt, und fort ist auch mein guter Freund und fort sind alle diejenigen die Freude mit sich brachten.“

Es begann bereits zu dämmern als Schuldfried von ihrem Spaziergange zurückkehrte. So oft der Wind im Laub und in den Zweigen rauschte, horchte sie mit Furcht und Beben, sezte aber dann ihren Weg fort indem sie murmelte:

„Was fürchte oder hoffe ich denn? Er ist ja in Petersburg.“

Als sie in den Hof von Ektorp hineinkam, stand eine elegante Chaise da. Ein Bedienter in Canitzscher Livree hielt die Zügel.

„Der Doctor!“ dachte Schuldfried. „Bringt er etwa . . . .“

Sie ging in die Vorhalle, blieb aber lauschend stehen. Im Saal sprach ein Mann sehr heftig. Es waren nicht des Doctors einschmeichelnde und weiche Töne, sondern ein rauhes und unangenehmes Organ. Schuldfried hörte ihn sprechen:

„Es ist jezt das lezte Mal daß ich mahne. Sagen Sie der Frau Smith meine Empfehlung, und wenn sie binnen Wochenfrist den Pacht für den Hof nicht bezahle, so habe ich Auftrag sie hinauswerfen zu lassen. Der Baron hat lange genug Nachsicht mit ihren Unordnungen gehabt. Ehe die Woche um

ist, muß die ganze Summe bezahlt sein oder es geschieht wie ich gesagt habe. Dieß ist des Barons ausdrücklicher Befehl."

Die Thüre ging auf und Schuldfried konnte sich kaum noch auf die Seite ziehen, um durch die Hast womit sie aufgestoßen wurde nicht umgeworfen zu werden. Ein Mann von abstoßendem Aeußern trat heraus. Er ging ohne zu grüßen an Schuldfried vorbei, betrachtete aber ihr schönes Gesicht mit einer unverschämten Zudringlichkeit die ihr das Blut in die Wangen jagte. Annika folgte ihm.

„Mein Gott, was habe ich gehört?" rief Schuldfried, als der Verwalter von Kronbrück in seinen Wagen gestiegen war. „Ist Ektorp nicht meiner Mutter Eigenthum? Steht sie in Schuld bei .... bei .... Kronbrück? Annika, antworte um Gotteswillen! O warum, warum alle diese Geheimnisse vor mir!"

„Still um Gotteswillen!" flüsterte Annika. „Es würde Frau Smith schrecklich verdrießen wenn sie erführe daß das Kind etwas davon weiß."

„Aber Annika, ich muß Alles wissen oder thue ich was nicht recht ist," sagte Schuldfried mit einem so heftigen und bestimmten Ton daß Annika sie erschrocken anschaute.

„Du sollst Alles über die Sache erfahren wenn Du nur schweigst und thust als ob Du Nichts gehört hättest. Glaube mir, für Frau Smith wäre dieß nur ein neuer Stein auf dem Herzen."

Schuldfried ging auf ihr Zimmer, Annika hatte versprochen nachzukommen.

Die Wirklichkeit begann dem jungen Mädchen

nahe zu kommen. Die glückliche Unerfahrenheit worin sie bisher gelebt hatte, wurde jezt in Stücke zerrissen von den Umständen welche die prachtvoll blühende Rose der Illusionen Blatt um Blatt zerpflückten und sie in die Winde streuten.

Nach einer kurzen Weile fand sich Annika bei Schuldfried ein. Diese war die ganze Zeit über in ihrem Zimmer auf und ab gegangen.

Bis jezt hatte Schuldfried ihre Mutter im Besiz eines hinreichenden Vermögens geglaubt und Ektorp hatte sie immer als Eigenthum betrachtet. Schulden, Bekümmernisse und Bedürfnisse waren Etwas an das sie nie gedacht hatte, außer wenn sie Werke der Barmherzigkeit übte. Und jezt bei wem stand die Mutter in Schuld? Bei diesem Canitz, bei Lothar. Von wem wurde die Mutter mit Austreibung bedroht? Von demselben Manne der sie so feierlich versichert hatte daß es kein Opfer gebe das er nicht für ihr Glück bringen wolle; von demselben Manne der ihr diesen von so vieler edlen Würde erfüllten Brief geschrieben hatte. Tante Sara hatte also Recht, alles Gute und Hochsinnige was von einem Canitz kam war Verstellung, Lüge; nur das Gemeine und Schlechte war Wahrheit.

Unbeweglich wie eine Bildsäule, hörte Schuldfried die Auseinandersezung Annika's über die Mittel ihrer Mutter so wie über die Art und Weise wie diese, wenn sie sich auf ihrem Zimmer einschloß, arbeitete um abbezahlen zu können. Sie bekam durch Vermittlung des Pastors manchmal Schreibereien, und die Pfarrerin versah sie oft mit Näharbeiten. Frau

Smith wollte nicht daß ihre Tochter von der Noth niedergedrückt werden sollte.

„Das Einzige," sagte Annika, „was sie im Kampf mit den Sorgen aufrecht erhalten hat, war daß sie im Stillen für ihr Kind arbeiten durfte, während Du, Schuldfried, Dich nur in der Freude des Lebens zu sonnen, Deine Seele und Deine Talente zu cultiviren und Dich um keine Noth und Sorge zu bekümmern brauchtest."

Schuldfrieds Thränen rannen ihre Wangen hinab als sie von so innig hingebender Mutterliebe hörte. Annika verlangte von Schuldfried daß sie sich nichts davon anmerken lassen sollte, daß sie über die wahre öconomische Lage unterrichtet worden sei.

„Aber," sagte Schuldfried, „was soll Mama nun pachten?"

„Ich weiß es nicht. Er erklärte bestimmt daß sie binnen Wochenfrist bezahlen müsse. Sie reist vermuthlich deßwegen nach Abo."

„Wäre doch mein guter Freund hier!" sagte Schuldfried.

„Kind, ehe Deine Mutter von einem Aberney einen solchen Dienst annähme, würde sie lieber sterben," fiel Annika lebhaft ein.

„Und warum?" fragte Schuldfried mit einem fragenden Blick.

„Frage nicht, liebes Kind. Glaube mir, Du bist am glücklichsten wenn Du gar nichts weißt. Das Leben ist mitunter ein recht betrübtes Ding, aber Gott ist gut und sein Wille lenkt Alles zum Besten."

„Amen!" seufzte Schuldfried andächtig.

Am folgenden Morgen reiste Frau Smith in aller Frühe nach Abo. Schuldfried arbeitete den ganzen Vormittag an einer schönen Stickerei welche sie angefangen hatte um sie Aberney an seinem Geburtstag zu schenken; aber jezt hatte sie beschlossen das Ding zu verkaufen.

In der Nacht nach der Besprechung mit Annika überlegte sie Vergangenheit und Zukunft. Das Resultat war daß das junge Mädchen beschloß ihr Leben der Arbeit zu weihen. Sie wollte gleich in aller Stille für ihr gemeinschaftliches Auskommen beizutragen suchen. Dieser neue Zweck wirkte ganz wohlthätig auf ihre Stimmung. Er gab ihr ein rein materielles Interesse, ein eifriges Bestreben die drückende Last der Bekümmernisse für ihre Mutter zu erleichtern. Schuldfried glaubte vor all der Entsagung die im Benehmen der leztern lag ihr Knie beugen zu müssen.

Die vollkommene Umwälzung welche durch die Entdeckung ihrer wirklichen öconomischen Stellung hervorgerufen wurde, hatte die schlummernde Entschlossenheit in ihrer Seele zur Thätigkeit erweckt und all die Thatkraft ausgebildet womit die Natur sie begabt hatte. Sie sah ein daß die moralischen Bekümmernisse in die Tiefe ihrer Seele zurückgedrängt werden mußten und nicht lähmend auf ihr Gemüth wirken durften.

Nach einer fleißigen Tagesarbeit brach die Dämmerung ein. Schuldfried legte ihr Geschäft weg um einen Augenblick auszuruhen, als sie auf der Treppe Tritte vernahm und Annika mit einem Fremden

reden hörte, welchem sie zu erklären suchte daß er Schuldfried nicht sprechen könne.

Alle Einwendungen waren indeß vergeblich. Die Stimme sagte:

„Melden Sie daß mein Herr Grüße von Herrn Professor Aberney habe."

Augenblicklich war Schuldfried auf der Hausflur.

„Ist es Jemand mit Grüßen von Professor Aberney?" rief sie.

Annika stand auf der obersten Treppenstufe, aber ehe sie antworten konnte, sagte die Stimme von unten:

„Ja, es ist ein Herr der direct von Abo kommt."

Schuldfried eilte die Treppe hinab. Drunten stand ein hübsch gekleideter Mann, offenbar der Bedientenclasse angehörig, obschon er keine Livree trug.

„Bitten Sie Ihren Herrn, er möchte gefälligst eintreten," sagte Schuldfried und ging selbst in den Saal.

Nach einigen Minuten wurde die Thüre geöffnet und ließ einen schlanken hoch gewachsenen jungen Mann herein. Es war halb Dämmerung, aber selbst wenn es noch dunkler gewesen wäre, würde Schuldfried diese zugleich nachläßige und dennoch edle Haltung, das eigenthümlich Hochgeborne in Gestalt und Zügen erkannt haben.

In der Freude darüber daß sie Nachrichten von den theuern Freunden erhalten sollte, war Schuldfried einige Schritte gegen den Fremden vorgegangen, blieb aber bei seinem Anblick unbeweglich und wie vom Donner gerührt stehen.

Als Annika die Thüre hinter ihm zugemacht hatte, ging er schnell auf Schuldfried zu und sagte:

„Lassen Sie sich durch meinen Anblick nicht erschrecken. Der verhaßteste Mensch kann mitunter angenehme Nachrichten bringen und dieß ist der Fall mit mir. Ich bringe Ihnen Briefe mit."

Jezt kam Annika mit Licht.

Schuldfried hatte sich inzwischen vollkommen erholt, und mit einer kalten, höflichen Bewegung ersuchte sie den Gast Plaz zu nehmen. Die alte Annika betrachtete das Kind mit verwunderter Miene und dachte, während sie aus und ein trippelte:

„Herr Jesus, was ist an das Kind gekommen? Sie sah so schrecklich vornehm aus, gerade als wenn sie eine Königin wäre. Hm, hm!"

Lothar seinerseits dachte, als er sich ein Stück von ihr sezte:

„Ist dieß wohl dasselbe spielende, freundliche und freudestrahlende Kind das ich noch vor ganz kurzer Zeit sah? Bedurfte es also bloß einiger wenigen Tage um sie zu verwandeln? — Und gleichwohl, wie anbetungswürdig war sie nicht, wie furchtbar schön ist sie nicht jezt."

Als sie wieder allein waren, sezte sich Schuldfried und sagte mit ruhiger Stimme:

„Es befremdet mich, Herr Baron, daß ein Brief von meinen Freunden durch Ihre Hände zu gehen braucht."

Stolz richtete Schuldfried ihr schönes Haupt empor. Beim Anblick Lothars stand es mit schrecklicher Klarheit vor ihrer Seele daß sie mit dem Gläubiger ihrer Mutter sprach, demselben Manne der

gedroht hatte die arme Wittwe hinauswerfen zu lassen, im Fall sie ihren Pacht nicht bezahle. Schuldfrieds Inneres war von Unmuth erfüllt. Kam dieser Mann vielleicht um sich an ihrer Niedergeschlagenheit und Demüthigung zu weiden, bei dem Bewußtsein daß ihre Mutter von seiner Willkühr abhänge, oder hoffte er, der reiche Canitz, die Tochter der armen Wittwe würde sich zu Bitten für die Mutter nöthigen lassen? Wie dem auch sein mochte, er sollte in dieser Beziehung seinen Wunsch nicht erfüllt sehen. Sie fühlte sich vollkommen von der tiefsten Verachtung beherrscht über die gemeine Rache die er nehmen wollte.

Lothar hatte lange gewartet bevor er ihre Anrede beantwortete. In dem kalten Ton lag Etwas das ihn verlezte, weil er wußte daß er diesen Empfang nicht verdiente. Er bedurfte mehrerer Minuten um den unangenehmen Eindruck desselben zu verwinden.

„Professor Aberney," begann Lothar, „ist den russischen Behörden verdächtig, und deßhalb hielt er es fürs Rathsamste einen zuverläßigen Boten zur Ueberbringung dieses Briefes zu benüzen, den er bei seiner Abfahrt aus Abo einem seiner Freunde übergab. Dieser Freund dagegen, der zu ängstlich um seine eigene Sicherheit besorgt war, als daß er es gewagt hätte ihn zu bestellen, übergab ihn dem Generalgouverneur. Dieser seinerseits öffnete ihn. Da der Gouverueur, ein alter Freund meiner Familie, fand daß der Inhalt ausschließlich Constantin Canitz und nicht den Staat betraf, so schickte er den Brief mir, und ich habe ihn gelesen."

„Mit welchem Recht?“ fiel Schuldfried heftig ein, indem sie dabei ganz ihre Rolle kalter Würde vergaß.

„Mit dem Recht das der Generalgouverneur mir gestattete, indem er ihn mir offen zuschickte. Es ist sehr möglich daß Sie den Brief nie bekommen hätten, wenn nicht der verhaßte Name Canitz darin stände, und wahrlich bei Gott, kein anderer als Lothar Canitz hätte Ihnen das Schreiben gebracht, nachdem er diese beleidigenden Ausfälle gegen seine Ehre gelesen.“ Er überreichte Schuldfried den Brief.

„Warten Sie einen Augenblick ehe Sie lesen,“ fügte er hinzu. „Ich will Ihnen sagen was dieses Schreiben enthält. Professor Aberney hat sich auf drei vollen Seiten einzig und allein mit mir beschäftigt. Er zeichnet meine Familie auf eine solche Art, daß Sie verzaubert sein müßten um nach Durchlesung des Briefes zu glauben, daß an dem Erben aller dieser niederträchtigen Handlungen noch irgend Etwas von einem ehrlichen Manne sein könne. Er warnt, er beschwört Sie vor mir zu fliehen, als dem Vertreter einer Familie welche Aberney als einen Fluch für die Erde betrachtet. Und gleichwohl, Schuldfried, ist es dieser Elende, dieser Fiedeicommißerbe der Niederträchtigkeit, wie Ihr Freund sich ausdrückt, der Ihnen einen Brief überreicht den er hätte vernichten können. Ich bin einzig und allein von Abo hiehergereist um ihn in Ihre Hände zu übergeben. Für mich war es eine Pflicht Ihnen sogleich Nachrichten von denjenigen zu verschaffen die Sie vermissen. Das heißt ja gegen mich selbst arbeiten. Dieser Brief spricht nicht bloß von mir, sondern

auch von Ihrer Verbindung mit dem jungen Aberney, von Ihrer Reise nach Schweden u. dgl. Wenn ich also ein schlechter Kerl bin, so habe ich mich wenigstens gegen Sie noch nicht so benommen."

„Wie nennen Sie das daß Sie meine Freunde angegeben haben?" fragte Schuldfried, die sich an Tante Saras Worte erinnerte und daher Lothars gegenwärtige Handlung nur als ein Spiel betrachtete, hinter welchem er eine Heimtücke verberge. Auch die Geschichte mit der Eintreibung des Pachtzinses hatte den Erklärungen Saras alle möglichen Wahrscheinlichkeiten gegeben.

„Habe ich sie angegeben?" fragte Lothar erbleichend.

„Ja, das haben Sie, Sie selbst sind derjenige der diese Niederträchtigkeit begangen hat."

„Sie täuschen sich schrecklich," sagte Lothar düster. „Einen Augenblick hatte ich wirklich die Absicht es zu thun; aber auch damals überwand ich die Versuchung durch eine unrechte Handlung einigen Vortheil zu gewinnen. In der Nacht bevor man Ihre Freunde von Junta abführte, wurde der Kampf zwischen meinen besseren und schlechteren Gefühlen ausgekämpft; in diesem Augenblick danke ich Gott daß ich an dem Schicksal das sie getroffen keine Schuld trage."

„Ich kann und darf Ihnen nicht glauben."

„Und was berechtigt Sie zu zweifeln? Was haben Sie gesehen das Ihnen Veranlassung gibt mich für einen Mann zu halten der frech eine Unwahrheit sagt?" rief Lothar. Der Vorsaz ruhig zu sein begann auch bei ihm zu wanken.

„Wenn auch nicht Ihre sichtlichen Handlungen mich zu allen möglichen Zweifeln berechtigen, so führen Sie einen Namen der den Inbegriff alles dessen was man treulos nennt in sich schließt."

„Schuldfried, seien Sie auf Ihrer Hut; wägen Sie Ihre Worte ab; ich habe mich einmal geduldig von Ihnen mit Füßen treten lassen und als Antwort darauf Ihnen bloß durch mein Benehmen Achtung abnöthigen wollen. Ich bin indeß ein Mensch von heftigen und wilden Leidenschaften. Die Ungerechtigkeit Ihrer Angriffe könnte mich leicht, merken Sie sich das, ich warne Sie, zu einem Extrem treiben das ich hernach bereuen würde."

„Vermuthlich daß Sie meine Mutter von Ihrem Hause jagen ließen," fiel Schuldfried bitter ein.

„Schuldfried!" rief Lothar, indem er auffuhr. „Was sagen Sie? Welche neue und abscheuliche Handlung versuchen Sie mir anzudichten?"

„Baron Canitz, was helfen diese Worte? Sie haben einmal geschrieben daß Sie mich mit einem einzigen Worte zermalmen könnten; aber Sie täuschen sich. Die Mittel womit Sie mich zu zermalmen suchen sind zu ohnmächtig um die angedeutete Wirkung hervorzubringen." Sie erhob sich und fügte stolz hinzu: „Und jezt haben wir einander sicherlich Nichts weiter zu sagen."

„Nehmen Sie gefälligst Ihren Plaz wieder ein," versezte Lothar, dießmal mit bestimmtem und beinahe befehlendem Tone; „noch haben wir einander nicht Alles gesagt was wir uns zu sagen haben. Sagen Sie mir, Schuldfried," fügte er mit weicher Stimme hinzu, „können Sie nicht vergessen daß

Lothar einen Namen trägt der Ihnen verhaßt ist?"

„Nein, das ist mir unmöglich," antwortete Schuldfried und blickte kalt auf den jungen Mann.

„Unmöglich!" wiederholte Lothar und sein Blick verfinsterte sich.

„Ja, unmöglich! Der Lothar den ich vor kurzer Zeit lieb hatte, ist verschwunden, und ich werde ihn in Baron Canitz nie wieder finden. Jeder Versuch wäre vergeblich, denn wir lieben nicht was wir nicht achten — und ich kann den Eigenthümer von Kronbrück unmöglich hochachten; mein Herz kann sich unmöglich dem Sohn des Generals Canitz schenken."

„Sie können den Sohn des Generals Canitz nicht lieben, sagen Sie," versetzte Lothar. Ueber das bleiche Gesicht flog eine Purpurflamme und in den Augen brannte ein düsteres Feuer. „Aber ich kann Sie lieben, obschon Sie die Tochter einer Frau sind welche als Vergifterin ihres ersten Mannes gebrandmarkt ist und durch dieses Verbrechen auch den Tod ihres zweiten Mannes verschuldet hat."

„Sie lügen!" Schuldfried ergriff krampfhaft seinen Arm.

„Lüge ich? Kann Harm Aberneys Tochter dieß zu behaupten wagen?"

Lothar hatte geschrieben: Möge Gott Sie bewahren daß ich nicht einmal die schrecklichen Worte ausspreche die auf meinen Lippen schwebten! Aber er ahnte damals die furchtbare Wirkung nicht die sie hervorbringen sollten.

Einen Augenblick blieb Schuldfried unbeweglich,

wie vom Donner gerührt stehen; dann stürzte sie mit einem furchtbaren Angstschrei zu Boden. Sie lag leblos zu Lothars Füßen.

Bei diesem durchdringenden Schrei wurde die Thüre aufgerissen und Annika stürzte herein.

In der nächsten Minute fuhr Lothar in gestrecktem Galop nach Kronbrück um Wagner nach Ektorp zu schicken. Er verfluchte die Regung die ihn vermocht hatte diese Worte auszusprechen, welche buchstäblich diejenige zermalmen sollten die er vor jedem Schmerz bewahren zu wollen erklärt hatte.

Drei Wochen schleppte Lothar sein Dasein auf Kronbrück hin, ohne einen Funken von Hoffnung, ohne die mindeste Linderung der Qualen die ihn verzehrten. Der Doctor hatte diese Zeit über täglich Ektorp besucht. Schuldfried sei schwer erkrankt, hieß es, wenn er zurückkam. Auf die angstvolle Frage: Wie befindet sie sich? erhielt Lothar immer dieselbe Antwort: Es ist noch keine Besserung eingetreten.

Wir wollen den Leser nicht mit einer Darstellung seines Gemüthszustandes ermüden, denn es wäre vergeblich all die Reue, Unruhe und die schmerzlichen Selbstanklagen zu schildern die ihn quälten.

Eines Sonntag-Abends saß der junge Baron bleich, abgezehrt und beinahe unkenntlich in seinem Cabinet. Er schrieb, schrieb an sie. An diesem Brief hatte er schon drei Wochen täglich geschrieben. Es war kein Brief mehr, sondern ein ganzes Buch. Der Doctor hatte sich entschieden geweigert während

ihrer Krankheit auch nur eine einzige Zeile zu übermitteln, weil sie nicht aufgeregt werden dürfe.

Die Lampe warf ihren bleichen Schein auf Lothars düstere Züge. Alles um ihn her war still und öde. Plözlich fuhr ein Wagen im Hofe auf. Bei seinem Gerassel erhob Lothar das Haupt und lauschte. Sein Blick war mit gespannter und qualvoller Erwartung auf die Thüre gerichtet. Bald hörte man Tritte im Zimmer draußen und unmittelbar darauf trat Doctor Wagner ein.

Das lächelnde Gesicht des Polen hatte an diesem Abend einen triumphirenden höhnischen Ausdruck.

Lothar, den seine eigene Unruhe allzu sehr in Anspruch nahm, achtete nicht darauf, sondern rief dem Doctor zu:

„Wie stehts heute Abend?"

„Gut!" antwortete der Arzt und reichte ihm einen Brief. In Wagners Ton lag eine so unverkennbare Schadenfreude, daß Lothar, der just in diesem Augenblick aufschaute, unwillkürlich vor dem Ausdrucke in seinem Gesicht schauderte. Er blieb unbeweglich, ohne den Brief in Empfang zu nehmen.

„Welche schreckliche Bedeutung hat wohl dieses Wort?" fragte Lothar und drückte seine Hand über die Augen. Dann fuhr er auf. „Haben Sie ihr Leben nicht retten können und kommen Sie jezt sich an meiner Verzweiflung zu weiden?" Er streckte die Hand aus und ergriff ein auf dem Tische liegendes Pistol. „Sagen Sie schnell: lebt sie oder ist sie todt?"

„Sie lebt und ist gesund," antwortete der Doc-

tor. „Dieser Brief muß Sie überzeugen,“ fügte er mit einem fürchterlichen Lächeln hinzu.

Augenblicklich war der Brief aus des Doctors Hand und Lothar las folgende Zeilen:

„Wenn Sie dieß empfangen, hat Harm Aberneys Tochter schon seit einer Woche Finnland verlassen. Suchen Sie nicht, Sie werden niemals wiederfinden Schuldfried.“

Lothar stieß ein Gebrüll aus und mit der Schnelligkeit eines Panthers warf er sich auf den Doctor, indem er rief:

„Schurke, Du hast mich betrogen! Wenn Du zehn Leben hättest, so könntest Du mir das nicht büßen.“

Mit der ganzen Stärke wahnsinnigen Zornes hatte Lothar den Doctor mit der einen Hand um den Hals gefaßt, in der andern blizte ein Pistol. Wagner schloß die Augen; aber in demselben Moment wo der besinnungslose Lothar losdrücken wollte, griff ihm Jemand in den Arm; die Kugel flog an Wagners Kopf vorbei und durch die Wand.

Eine Stimme, melodisch und mild, rief auf französisch:

„Unglücklicher, willst Du Dich im Blute Deines Lehrers besudeln?“

Beim Tone dieser unerklärlichen, wunderbaren Stimme entfiel das Pistol der Hand Lothars; er ließ Wagner los und wandte sich um.

Vor ihm und dem Doctor stand eine hochgewachsene Frau mit einem nicht mehr jungen, nicht mehr schönen Gesicht, aber mit dem Ausdruck einer Heiligen. Ihr Blick ruhte auf Lothar. Darinnen

stand eine leidenschaftliche Zärtlichkeit und tiefe Betrübniß zu lesen.

„Hast Du Deinen Schwur vergessen?“ fragte sie und streckte die Hand gegen ihn aus. „Hast Du vergessen daß Du, welche Schlechtigkeit dieser Mann auch gegen Dich begehen möge, niemals die gräßliche Schuld vergrößern wollest worin Deine Ahnen gegen sein Geschlecht stehen? Die Missethat des Verbrechers muß an seinen Kindern gesühnt werden. Du, der Schuldfreie, mußt gut machen was der Schuldige verbrochen hat.“

„O Mutter,“ murmelte Lothar mit lautloser Stimme und warf sich zu ihren Füßen.

Die Richtung unseres Lebens, die Wendung die unsere besseren und schlechteren Anlagen nehmen, hängt gewöhnlich von den Widerwärtigkeiten und Leiden ab die uns treffen. Bei einem Theil Menschen wirken sie aufreizend, bei einem andern zermalmend, und bei einem dritten erwecken und bewirken sie eine wahre Selbstprüfung. Lezteres war bei Lothar der Fall.

Er äußerte einmal über sich selbst: „Was sich Böses oder Gutes in mir vorfindet, das werde ich erst dann erfahren wenn einmal ein starkes und heftiges Gefühl sich meiner bemächtigt.“ Er hatte Recht.

Die Neigung zu Schuldfried war keine Laune die etwa aus der trüben Quelle wilder Leidenschaften geflossen wäre, sondern sie war aus dem edelsten und besten Boden des Herzens aufgesproßt. Um ihr in sittlicher Beziehung näher zu kommen, hatte Lothar

jedem unedlen Gefühl Schweigen aufgenöthigt. Er wollte sich keinen Vortheil auf Kosten dessen erkaufen was seine besseren Instincte verwarfen. Auch hatte er, als er nach dem Gespräch mit dem Doctor beschloß Aberney anzuzeigen und deßhalb einen Brief an den Generalgouverneur schrieb, im Augenblick wo dieser abgesandt werden sollte, von einer Handlung abgestanden die er für unwürdig hielt. Von dieser Art Personen auf die Seite zu schaffen die er seinen Interessen gefährlich glaubte, wollte er keinen Gebrauch machen. Nein, die Gunst die er von ihr wünschte durfte er keinen unedlen Handlungen zu verdanken haben. Genug, der Brief wurde vernichtet.

Ehe er nach Ektorp ritt um wo möglich Schuldfried zu treffen, erhielt er einige Zeilen von dem Doctor, der ihn benachrichtigte daß jeder Schritt in der Aberneyschen Sache überflüssig sei, weil der Professor sich durch seine eigene Unbedachtsamkeit bereits selbst ins Verderben gestürzt habe.

„Um so besser,“ flüsterte Lothars Egoismus. „Ich werde also von ihrer Gegenwart befreit werden ohne ihre Beseitigung verschuldet zu haben.“

Darauf begab er sich nach Ektorp um sich auf die eine oder andere Weise ein Zusammentreffen mit Schuldfried zu ermöglichen. Die Ereignisse die hernach erfolgten sind uns bereits bekannt.

Wir verließen Lothar in dem Augenblick wo er sich der unbekannten Vermittlerin zu Füßen stürzte. Wir wollen jezt erzählen was zwischen ihr und ihm vorging.

Nach Lothars erstícktem Ausruf wandte sich die Dame zu dem Doctor und bestimmte ihn sich zu

entfernen. Dann verwandte sie den größern Theil der Nacht zu einem Gespräch mit Lothar. Gegen Morgen wurde nach dem Doctor geschickt. Lothar hatte in Folge der wechselnden Gemüthsbewegungen denen er ausgesezt gewesen eine heftige Blutstockung bekommen, die einen Aderlaß nöthig machte. Nach einigen Stunden fühlte sich der Baron besser; Nachmittags reiste er mit der unbekannten Dame von Kronbrück ab und hinterließ den Doctor in einem Chaos von Vermuthungen. Er, der sämmtliche Fäden der Ereignisse in seiner Hand zu besizen und die Schicksale der betreffenden Personen nach seinem Gutdünken gestalten zu können geglaubt hatte, er mußte sich just in dem Augenblick wo er Lothar in einen Abgrund von Qualen gestürzt zu haben hoffte, seinen Raub entrissen sehen und war außer Stand gesezt das vor ihm liegende Räthsel zu lösen.

Von der wilden Raserei die Lothar bei der Nachricht von Schuldfrieds Flucht ergriffen hatte war jezt keine Spur mehr zu sehen, als der Doctor kam um ihm beizustehen, und als Lothar von Kronbrück abreiste, hatte er sich vollkommen ruhig gezeigt und dem Doctor die Hand gereicht mit den Worten: „Leben Sie wohl, Doctor; vielleicht treffen unsere Wege nie mehr zusammen. Sollte es indeß wider Vermuthen geschehen, so seien Sie überzeugt daß es Ihnen gestern zum lezten Mal gelungen ist meine Gefühle dermaßen zu steigern daß meine Vernunft und mein Wille sie nicht mehr zu zügeln vermochten. Suchen Sie meinen Zornesausbruch zu vergessen wie ich die Veranlassung zu vergessen suchen will.“

Nach einigen Minuten befand sich Wagner allein

auf Kronbrück, allein mit seinen zerrissenen Intriguenfäden deren neue Verknüpfung Zeit, Nachdenken und Beharrlichkeit erforderte. Der Doctor war indessen nicht derjenige der wegen einer Niederlage in seinen Bestrebungen unthätig blieb. Nein, mißlang es ihm auch zehnmal, so begann er es das elfte Mal wieder, bis er früher oder später dennoch zu dem ersehnten Ziele gelangte. Wir können ihn jezt bis auf Weiteres seinem Schicksal überlassen, mit der Gewißheit ihn später wieder zu finden.

Lothar begab sich nach Petersburg. Der Schiffbruch seiner schönsten Hoffnungen und der gewaltige Schmerz der dadurch hervorgerufen wurde, hatte einen gänzlichen Widerwillen gegen alle Thätigkeit bei ihm erzeugt. In sein Hotel eingeschlossen verbrachte er seine Tage damit daß er entweder, wie es schien, in tiefes Grübeln versenkt im Zimmer auf und ab ging oder auf dem Sopha lag und zur Decke hinaufstierte. Während dieser Wochen ging Lothar sein ganzes vergangenes Leben, die Uebereilungen, die Ausschweifungen und den Uebermuth die seine Jünglingsjahre gekennzeichnet hatten, durch; dann kam der glühende Enthusiasmus womit er seinen Beruf als Marineoffizier umfaßt hatte, der aber gänzlich erlosch als er einen Blick in die russischen Verhältnisse warf. Dadurch entstand ein solcher Ueberdruß an Allem, daß er die Geschmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Energie welche den Seemann auszeichnen müssen gänzlich verlor. In dieser Stimmung besuchte er Kronbrück.

Das Ritterliche, das wahrhaft Edle, das wirklich Schöne hatten in Lothar einen eifrigen Bewun-

derer. Aber vergebens hatte er in seiner Umgebung ein entsprechendes Bild dafür gesucht.

Als er auf dem Gut seiner Väter angelangt war, wo er sich seinen Träumen und seiner Schwermuth zu überlassen gedachte, warf ihm das Schicksal dieses bezaubernde Naturkind in den Weg, dieses Mädchen bei welchem Schönheit, Bildung, Originalität und Frische des Gefühls sich vereinigten um dieses einnehmende Wesen zu schaffen das seine Seele magisch fesselte. Hätte Lothar früher geliebt, geschwärmt und geglüht, so wäre Schuldfrieds Einfluß auf ihn vielleicht weniger allmächtig gewesen. Jezt war sie seine erste wirkliche Liebe. Bis zu dem Tag wo er sie sah, hatte ihn nicht einmal ein vorübergehender Zauber an eine der Damen gefesselt mit denen er im Gesellschaftsleben zusammengetroffen, und gegen diejenigen die außer diesem Kreis standen hegte er eine so gründliche Verachtung daß er ihnen nicht einmal einen flüchtigen Gedanken widmete. Er war ein ausschweifender Jüngling gewesen, jedoch weniger aus Neigung als in Folge des berauschenden Lebens in Saus und Braus das ihn einen Augenblick belustigte. Die wilden Vergnügungen denen man sich in den Universitätsstädten hingab zerstreuten ihn nur so lange sie den Reiz der Neuheit besaßen, verloren aber dann allen Werth. Genug, Lothar hing seine ganze Seele an Schuldfried und that ganz dasselbe wie tausend junge Männer vor ihm die ein unverdorbenes Herz besizen; er wurde Sclave der Neigung die seine Seele beherrschte, aber ein Sclave der es nicht wagte sich die Freiheit zu wünschen, um nicht zu verlieren was

er schon besaß. Es gab kein Opfer, keine edelmüthige Handlung, wozu er sich nicht fähig fühlte, um Schuldfried zu beweisen wie innig, wie grenzenlos er sie liebte. Just dieses Bestreben in allen Dingen und bei allen Gelegenheiten ihrer würdig zu sein, hatte Schuldfried eine so große Macht über ihn verliehen; um so gewaltsamer war aber auch sein Schmerz, als sie seinen Menschenwerth verkannte und mit Verachtung alle seine Beweise von Hingebung zurückstieß. In einem Ausbruch des Verdrusses über diese Verschmähung seiner edelsten Gefühle hatte er die unglückseligen Worte über die Mutter gesagt. Der Schlag den er da gegen Schuldfried führte fiel hernach auf ihn selbst zurück und zersplitterte gänzlich den kurzen, aber schönen Traum der ihm ein zukünftiges Glück vorgespiegelt hatte. Lothar hatte keinen Versuch gemacht Schuldfrieds Aufenthalt zu erfahren. Er glaubte ihn zu wissen und war fest entschlossen sich zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf ein Wiedersehen mit ihr zu verurtheilen. Wohin konnten wohl sie, die Mutter und die alte Dienerin sich begeben haben als zu Aberney? Und wenn es so war, dann hatte er ja selbst über sein Schicksal verfügt; der Würfel war dann geworfen und Schuldfried war Tages Braut. — Wie gründlich ihr Abscheu gegen Canitz war, bewies ja der Schritt den sie gethan hatte; sie konnte ja nicht einmal in seiner Nähe verweilen. Nun wohl, warum sollte denn er sie aufsuchen — warum sich ihr wieder in den Weg werfen und neue Leiden hervorrufen?

Nach fünf Wochen gänzlicher Einsamkeit mitten in der großen und prachtvollen Hauptstadt des Kai-

serreichs hatte Lothar, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein bestimmtes und deutliches Bild von seinem Innern bekommen und sich auch den Weg ausgesteckt den er in Zukunft zu gehen gedachte. Noch war es ihm nicht klar wie er das Ziel erreichen sollte das er seinem Streben sezte, aber das stand deutlich vor seiner Seele daß er Rußland verlassen mußte, daß er da weder bleiben konnte noch wollte; eben so gewiß wie alles das war aber auch daß er unter keiner Bedingung dieses Land aufgeben und als ein elender Ueberläufer in den Dienst eines andern treten wollte. Nein, den Fleck der seinem Namen anklebte mußte er durch einen streng ehrenhaften Wandel verwischen. Er mußte zeigen daß er an dem Verbrechen seiner Väter unschuldig war, daß er mit dem Namen nicht auch ihre Treulosigkeit und Grausamkeit geerbt hatte. Lothars stolzes Gemüth konnte sich nicht darein finden die Erinnerung zu ertragen daß sie, das einzige Weib das er geliebt und angebetet hatte, ihn mit Abscheu von sich stieß, weil er einer Familie angehörte deren Namen jeder Rechtdenkende verachten mußte. Er fühlte Kräfte in sich die ihn über die Menge erhoben, und er mußte sein Leben später so einrichten daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Kriechende Schmeicheleien wegen seines Ranges, seines Reichthumes oder Einflusses konnten Lothar nicht befriedigen. Nein, Schuldfrieds offenkundiger Widerwille hatte in ihm ein brennendes Verlangen erweckt durch seine strengen Grundsäze und seine Tüchtigkeit zu beweisen daß er selbst nur dem wahren Verdienst huldigte.

„Sie hat mein Glück, meinen Glauben an Selig-

keit, meine Hoffnung auf Zukunft in Allem was mein Herz betrifft zermalmt. Ich habe kein Ziel für persönliches Glück dem ich nachstreben will. Ich muß in Thätigkeit und in der stolzen Befriedigung streng nach den Gesezen der Ehre gehandelt zu haben einen Ersaz für das Verlorne finden. Einmal suchte ich sie, konnte nicht leben ohne sie zu sehen, beschränkte mein ganzes Dasein auf eine abgöttische Liebe für sie. Ich litt, ich schwärmte, ich hätte für ein Lächeln, für ein freundliches Wort zu ihren Füßen sterben können. Sie zertrat mein Herz, sie zermalmte es und endlich entfloh sie. Nun wohl, nie werde ich unsere Bahnen wieder zusammenführen, ich werde nie mehr um ihre Liebe betteln; aber ich werde nie aufhören sie zu lieben. Das Schicksal wird uns noch zusammenbringen, eine Ahnung sagt mir das; aber wehe mir wenn ich ihr dann einen Schritt entgegenthue! Die Liebe die sie einmal verstoßen hat, werde ich ihr nie mehr bieten. Und jezt hinaus, hinaus, um so zu handeln daß ich frei bin und ohne dieses Autocratenjoch auf meinen Schultern das Meer begrüßen kann. Dort will ich fortan leben und sterben."

Mit diesem Entschluß trat Lothar ganz plözlich in die Welt hinaus und wurde von seinen Bekannten in Petersburg begrüßt. Die seit ihrem lezten Zusammentreffen verflossenen Monate hatten sein Aussehen bedeutend verändert. Die hohe Stirne, die früher so klar geschienen als ob keine Wolke sie verdüstern könnte, hatte jenes eigenthümliche Gepräge nachdenklichen Ernstes erhalten das tiefe und wirkliche Leidenschaften hinterlassen. Man sah daß

ein bitterer Kummer diese Schläfe gefurcht und der Kuß des Schmerzes eine kalte Blässe auf dem Tempelgewölbe des Gedankens hinterlassen hatte. Die früher so lebhaften und blizenden Augen woraus so viel Uebermuth und Stolz geleuchtet, waren jezt kalt und klar wie Sterne die am Firmament funkeln und glizern, ohne zu erwärmen oder zu erleuchten, indem sie uns nur einförmig entgegenblinken. Diese Lippen, die früher ein schalkhaftes spöttisches Lächeln gehabt, waren jezt ernsthaft, verschlossen, und ein strenger Zug war auf ihnen zurückgeblieben, als hätte das Leiden sein Siegel darauf gedrückt. Jeder von Lothars Freunden, Vorgesezten und Bekannten bemerkte diese Veränderung im Stillen, aber nicht ein einziger äußerte ein Wort darüber. In seinem ganzen Benehmen lag eine solche Kälte daß man sich dadurch gleichsam in der Ferne gehalten fühlte, und man begriff sogleich daß der junge Baron jede Bemerkung oder Frage mit Stolz zurückweisen würde.

Lothar hatte fest beschlossen, ehe der Frühling mit seinem Geflüster von Hoffnungen zurückkehre, müsse er frei sein, um dem Volk und Land dienen zu können das er sein nennen wollte und von wo der Stammbaum seiner Väter ausgegangen war.

Wie dieß zugehen sollte, war etwas was der Zufall zu bestimmen hatte, und dann hing Alles davon ab ob dieser Beherrscher des menschlichen Schicksals Lothars Wünsche begünstigen würde oder nicht.

„Mein Leben will ich ohne alles Bedenken gegen den möglichen Gewinn meiner Freiheit auf's Spiel sezen," dachte Lothar.

Wiederum vergingen einige Wochen. Noch hatte Lothar keine Mittel gefunden die Kette zu lösen die ihn an Rußland fesselte. Er hatte beschlossen sich direct an den Kaiser zu wenden und ihm zu sagen daß er sich niemals als Russen betrachtet habe, sondern daß er von Seele und Herz wie auch von Blut Schwede sei, deßhalb auch in sein eigentliches Vaterland zurückzukehren wünsche.

Lothar war eben beschäftigt seine Toilette zu machen, um sich zum Kaiser zu begeben und um eine Audienz zu bitten. Reich, einer Familie angehörig die Rußland große Dienste geleistet hatte, und von der Natur sehr freigebig ausgestattet, war er ein junger Mann auf welchen der Kaiser große Hoffnungen für die Zukunft sezte und den er mit ausgezeichnetem Wohlwollen umfaßte. Auf dieses Wohlwollen baute jezt Lothar eine, wiewohl nur schwache Hoffnung; als er eben mit seinem Anzug fertig war, kam sein Kammerdiener mit zwei Briefen herein. Der eine war von Schweden, der andere von Finnland.

Schweden? Lothar hatte dort keinen andern Bekannten als Schuldfrird. Er betrachtete den Brief mit einem wahren Beben, und derselbe Mann der, ohne auch nur eine Muskel zu verziehen, dem Tode ins Auge hätte sehen können, zitterte bei dem bloßen Gedanken daß dieser Brief von ihr sein möchte. Einen Augenblick ergriff ihn ein Schwindel von Hoffnungen und der Umschlag lag zerrissen zu Boden. Es war nicht ihre Hand, sondern die kühnen und nachläßigen Schriftzüge eines Mannes. Lothar

fuhr über seine Stirne und murmelte: Ich Thor! Sodann warf er einen Blick auf die Unterschrift; da stand: Victor Aberney. Beim Anblick dieses Namens schoß ihm das Blut gegen den Kopf und er zerknitterte den Brief mit einer zornigen Bewegung. Nach einigen Secunden hatte er sich jedoch so weit erholt daß er lesen konnte wie folgt:

„Herr Baron!

„Durch eine grausame Nothwendigkeit außer Stands gesezt mich persönlich bei Ihnen einzufinden um eine Genugthuung und Erklärung wegen Ihres Benehmens zu fordern, sehe ich mich gezwungen dieses Mittel anzuwenden, obschon ich nur wenig Hoffnung hege daß ein Mann von Ihrem Character mir die Satisfaction geben werde die ich verlange. Ich frage Sie daher: was ist aus Schuldfried geworden? — Sie ist von dem Hofe den sie mit ihrer Mutter bewohnte verschwunden, und Sie sind es der sie entführte. Sie haben sich wie ein heimtückischer Verführer in das Herz des jungen Mädchens eingeschlichen, und nachdem es Ihnen gelungen mich aus Ihrer Nähe zu entfernen, haben Sie das arme Kind sammt der Mutter verlockt Ihnen zu folgen. Es ist nicht das Erstemal daß solche Handlungen in Ihrer Familie vorkamen. Erinnern Sie sich unsers Zusammentreffens in Abo am Abend vor meiner Abreise, als Sie mich beinahe zwangen Ihnen einen Brief an Schuldfried zu übergeben? Ich sagte Ihnen damals daß ich von Ihrer Treulosigkeit nichts Geringeres erwarte, als daß Sie den Brief entweder gar nicht an seine Adresse gelangen lassen

oder ihn zu irgend einer Niederträchtigkeit anwenden würden. Sie antworteten mir: Wenn Sie einen solchen Zug von mir sehen, so sprechen Sie Ihre Verachtung aus, aber bis zum heutigen Tag besizen Sie kein Recht mir zu mißtrauen oder mich zu beschimpfen, denn Sie selbst könnten Schuldfried nie so sicher vor allem Bösen schüzen wie meine tiefe Verehrung vor ihr sie schüzt. Einen Schurken können Sie mich an dem Tage nennen wo sich etwas Heimtückisches oder Treuloses in mein Benehmen gegen sie oder irgend eine andere Person einschleicht.

„So lauteten Ihre Worte. Ich glaubte nicht daran weil ich nie an einen Canitz glaube. Ihr Benehmen hat mir Recht gegeben. Sie sind ein Schurke, denn Sie haben heimtückisch das unschuldige Mädchen ins Verderben gelockt, sie veranlaßt ihre Freunde zu vergessen und ihre Ehre mit Füßen zu treten.

„Sie werden vielleicht fragen mit welchem Recht ich mich in ihr Thun und Handeln einmische. Mit dem Recht das ich als naher Verwandter und Bruder ihres Vaters besize. Sie dürften mich daher unverzüglich über das Schicksal meiner Nichte und das Loos das Sie ihr zudenken unterrichten; im andern Fall werde ich durch den russischen Gesandten dahier die Sache höheren Ortes anbringen lassen, und Sie können leicht einsehen welche Folgen aus meinen fortgesezten Bemühungen gegen Sie entstehen könnten.

„Victor Aberney."

Hätte man Lothar einen Schlag ins Gesicht versezt, wäre die Decke über seinem Haupte zusammengebrochen, so hätte dieß nicht die Bestürzung hervorgerufen die ihn jezt beherrschte.

Schuldfried hatte sich also nicht nach Schweden begeben. Sie war nicht zu diesen ihren Freunden und Verwandten geflohen. Wohin hatte sie also ihren Weg genommen? Wo hielt sie sich auf? Das war ein Chaos von Fragen und Vermuthungen aus welchem Lothar vergebens einen Leitfaden suchte. Nachdem er sich umsonst den Kopf zerbrochen um eine Erklärung zu finden die wenigstens einigermaßen den durch Aberneys Brief heraufbeschworenen Sturm in seinem Innern beruhigen könnte, griff er nach dem Briefe aus Finnland. Vielleicht daß dieser ihm einen Lichtstrahl in dem ringsum herrschenden Dunkel gab. In den Gefühlen die Lothars Brust erfüllten war ein Gemisch von jubelnder Freude und Verzweiflung: Freude bei dem Gedanken daß Schuldfried auch diesen seinen verhaßten Nebenbuhlern entflohen, daß sie nicht die Braut dieses Tage war, und Verzweiflung über ihr spurloses Verschwinden. Der Brief aus Finnland kam von einer sehr wohlbekannten Hand; er war von Wagner, auf französisch geschrieben, und lautete in der Uebersezung wie folgt:

„Herr Baron Canitz!

„Sie haben mir verschiedene Male gesagt daß ich mich einer Lästerung schuldig mache, wenn ich mich Ihren Freund nenne. — Sie haben mich Jahre lang mit mißtrauischen Blicken betrachtet und in jedem meiner Worte eine Bosheit erblicken wollen

wozu ich Sie zu verleiten gesucht habe. Ich habe Alles das wie ein Mann ertragen, in der festen Ueberzeugung daß Sie einst genöthigt sein würden mir Recht widerfahren zu lassen. Wann dieser Tag anbrechen wird, lasse ich dahin gestellt; genug daß er einmal kommen muß, und bis dahin mögen Sie mir mißtrauen. Nicht um Ihre Ueberzeugung von mir im Mindesten zu erschüttern, schreibe ich jezt an Sie; nein Herr Baron, es geschieht um eine Pflicht zu erfüllen.

„Sie wissen, Herr Baron, daß am Todtenbette Ihres Vaters, des Generals, Niemand zugegen war als ich und sein jezt verstorbener Kammerdiener. Was da gesagt wurde, weiß also kein Anderer als ich, da das Grab bereits den andern Zeugen verbirgt. Eine Stunde vor seinem lezten Seufzer vertraute er mir inliegendes Briefchen an mit den Worten: ‚Im Fall mein Sohn in irgend einer wichtigen Periode seines Lebens wünschen sollte aus dem Dienst der russischen Krone loszukommen, oder wenn seine Eigenschaft als russischer Unterthan seinem Glück und Erfolg irgendwie hinderlich im Wege stände, so übergeben Sie ihm das und er ist frei. Sie dürfen es ihm erst dann übergeben, wenn Sie ihn für gesezt genug halten um seine eigenen Handlungen klug und reif zu beurtheilen.‘

„Ich übersende Ihnen das anvertraute Papier mit der vollen Gewißheit daß Sie jezt Characterstärke genug besizen um Ihre Handlungen selbst beurtheilen zu können, und da Sie zugleich an einem Wendepunkt Ihres Lebens stehen wo dieses Papier Ihnen vielleicht von unberechenbarem Werth sein

könnte. Ich müßte des Menschen Herz schlecht kennen, wenn Sie nicht gerade jezt Ihre volle Freiheit wünschen sollten. Ich hoffe, Sie werden klar einsehen daß ich bei dieser Gelegenheit als ein Freund und nicht als ein Feind gehandelt habe.

„Jezt noch ein Schlußwort: Sie glauben daß ich in Bezug auf Fräulein Smith treulos gehandelt habe; in diesem Fall muß ich mich Ihrem ungerechten Urtheil unterwerfen. Ich will Sie inzwischen über eine Sache aufklären, nämlich daß ich sie, als Sie mich nach Ektorp schickten, um der Kranken beizustehen, mehr geistig als körperlich angegriffen fand. Was zwischen Ihnen und ihr vorgefallen ist, weiß ich nicht. Es muß etwas recht Schreckliches gewesen sein, denn sie wiederholte unaufhörlich: Dieß war also das große Geheimniß: Jesus erbarme dich über mich! Einige Tage war sie gänlich von Sinnen, aber am dritten kam sie mir, als ich eintrat, ruhig vor. Da nöthigte sie mir das Versprechen ab daß ich Ihnen von ihrem Entschluß, den sie mir mittheilte, Finnland zu verlassen, nichts sagen wolle. Ich gab ihr mein Wort darauf ihren Brief erst acht Tage nach ihrer Abreise Ihnen zu übergeben.

„Sie werden vielleicht sagen, dieß sei eine unedle Handlung gegen Sie. Möglich; aber als Mensch und als Mann von Herz konnte ich mich nicht anders gegen das junge Mädchen benehmen, denn sie hatte beschlossen eher zu sterben als Sie wieder zu sehen. Wohin sie gegangen ist, weiß ich nicht.

„Jezt, Herr Baron, habe ich nur noch beizufügen daß ich meine Stelle als Arzt von Kronbrück niederlege sobald mir mein Abschied von der Bezirks-

arztstelle bewilligt ist. Wir sind also geschiedene Leute. Mögen Sie nie die Ungerechtigkeiten bereuen welche Sie begangen haben gegen Ihren früheren Lehrer

„J. Wagner."

Unverzüglich öffnete Lothar die Einlage. Es war ein vom russischen Kaiser unterzeichnetes Document, wodurch es den Erben des Generals Canitz, im Fall sie es wünschten, freigestellt wurde aus dem russischen Dienste zu treten und nach Schweden zurückzukehren. Daran war jedoch die Bedingung geknüpft daß sie alle liegenden Güter und Capitalien die sie in Rußland selbst besaßen verloren. Zwar Kronbrück durften sie als Erbgut behalten, aber Alles was sie von der russischen Krone als Zeichen ihrer Gewogenheit wegen ihres bewiesenen Diensteifers bekommen hatten, verloren sie in demselben Augenblick wo sie Rußland verließen.

Wenn irgend Etwas noch Lothar freuen konnte, so war es dieses Document. Hätte darin gestanden daß er sein ganzes Vermögen verliere und als Bettler ein Land verlassen müsse wo er jezt fürstliche Reichthümer besaß, so hätte er gewählt ein freier Bettler zu sein. Jezt konnte eine Wahl nicht in Frage kommen. Kronbrück warf allein bedeutende Einkünfte ab. Also entsagte er mit Vergnügen dem Vermögen das sein Vater und Großvater auf eine nicht sehr ehrenvolle Weise erworben hatten. Er wollte nicht eine einzige Kopeke davon behalten.

Mit seinem Freiheitsbrief in der Tasche begab er sich zum Kaiser, um seinen Entschluß anzuzeigen

und sodann weit, weit von diesem Reiche hinwegzureisen das er nie geliebt hatte.

Wir wollen jezt sehen wie sich das Leben für Professor Aberney gestaltet, nachdem er beinahe köpflings Finnland hatte verlassen und seine Penaten nach Schweden versezen müssen.

Aberney hatte theils durch Erbschaft, theils durch Ersparnisse ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen. Kurz vor dem Ereigniß das seine Entfernung aus Finnland zur Folge hatte, verlor er durch Bankrott mehr als die Hälfte davon. Der Rest schüzte ihn indeß vor Noth und würde im Verein mit seiner Professorsbesoldung zur Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse genügt haben, wenn er nicht durch die Verbannung seine Stelle an der Universität verloren hätte. Jezt blieb nur noch der Ertrag von Junta übrig.

Aberneys erstes Geschäft bei seiner Ankunft in Schweden mußte somit darin bestehen daß er sich eine Anstellung suchte bei welcher er seine ungewöhnlichen Kenntnisse verwerthen und sich seine öconomische Unabhängigkeit erwerben konnte.

Es gibt Männer die, selbst wenn man sie in Lapplands entlegenste Gebirge versezte, gleichwohl durch die Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse, ihre Tüchtigkeit und Ueberlegenheit sich so bekannt zu machen wüßten daß das Echo ihres Namens weit umher erschallen würde. Zu dieser Zahl gehörte Aberney; man sprach sowohl in Stockholm als in Abo von seiner wissenschaftlichen Bildung, seiner Genialität,

und da er den schwedischen Boden als Verbannter betrat, so wurde er mit offenen Armen von Schweden empfangen, das stets mit Freude und Stolz jede Gelegenheit ergriff seine innige und unverminderte Anhänglichkeit an Finnland und seine Söhne zu bezeugen. Genug, der berühmte Finne erhielt eine Professur (wo oder welche, kann gleichgiltig sein). Bald hatte er sich so darin eingelebt, daß er sich bei der neuen Wendung seines Lebens ganz glücklich hätte fühlen können, wenn nicht aus Finnland die für sein Herz schmerzliche Nachricht gekommen wäre daß Schuldfried und ihre Mutter ihre bisherige Wohnstätte verlassen hatten, ohne daß der Pastor wußte wohin sie gegangen waren. Einige Tage nach ihrer Abreise hatte dieser einen Brief von Schuldfried erhalten, worin sie ihm für alle ihr und der Mutter bewiesene Güte dankte, mit dem Beifügen daß besondere Umstände sie genöthigt hätten das Vaterland zu verlassen. Die Veranlassungen zu diesem Schritte seien von der Art daß Schuldfried den Aufenthaltsort verschweigen müsse den sie später wählen würde. In diesem Brief lag überdieß ein Schreiben an Aberney um dessen gütige Besorgung der Pastor ersucht wurde.

Der Brief an Aberney war offenbar in einer höchst aufgeregten Stimmung geschrieben und bewies daß das junge Mädchen von bittern und schmerzlichen Gefühlen beherrscht wurde. Sie bat ihn so rührend daß er auch in einer Zukunft wo die Wahrheit ihm vor Augen stände versuchen möchte ohne Groll und Zorn an sie zu denken. Sie sagte sie möchte lieber ans Ende der Welt fliehen als ihn

verändert und verbittert wiedersehen. Sie schloß mit den Worten:

„Theurer als Alles was ich bisher liebte waren Sie mir, Onkel, und deßhalb wäre es mir unmöglich eine Veränderung in Ihrer Neigung zu erfahren. Jeden anderen Verlust könnte ich verschmerzen, nicht aber die Entdeckung daß ich nicht mehr Ihre liebe Schuldfried sei, und daß zwischen Ihnen und mir Etwas sich vorfinde was mich von meinem Freund, meinem Vater trenne. Ach Onkel, ich fliehe, fliehe, mit dem Gebet zu Gott daß ich die Erinnerung an Ihre Güte und Liebe behalten dürfe als einen Trost für Alles was mir entrissen worden ist. Grüßen Sie Tage und er möge mich vergessen. Mein widerstrebendes und schwaches Herz war nicht für ihn geschaffen, aber bis an meinen Tod werde ich seiner und Ihrer Liebe gedenken, als der schönsten Schäze welche das Leben für mich besessen hat.

„Denken Sie ohne Groll und Unwillen an Ihre

„sehr unglückliche
Schuldfried."

Dieser Brief erfüllte Aberney mit wahrem Kummer. Was sollte er glauben? Auf was anderes deutete sie als auf die Schwachheit in Folge deren sie Vaterland und Freunde verlassen hatte? Und worin konnte dieselbe bestehen als in der Liebe zu diesem Canitz? Des Pastors Brief enthielt eine ähnliche Andeutung. Was war natürlicher als daß Aberney an den Mann schrieb von welchem er glaubte daß er die erbärmliche Rolle des Verführers gespielt habe? Wir kennen den Wortlaut seines Briefes.

Tage nahm die Nachricht von Schuldfrieds Ver-

schwinden so heftig auf, daß Aberney seiner ganzen Macht über den jungen Mann bedurfte um ihn wieder zur Vernunft zu bringen.

Diese Neigung die ihn seit seinen frühesten Jünglingsjahren an Schuldfried gefesselt war mit seinem Herzen fest verwachsen, und er konnte sich ohne sie keine Freude, kein Glück denken. Er hatte sich nie eine zukünftige Seligkeit geträumt außer an ihrer Seite, und er hatte Schuldfrieds Gefühle so gänzlich nach seinen eigenen beurtheilt, daß er die Möglichkeit sie zu verlieren keinen Augenblick in seiner Seele aufkommen ließ. Und jezt da er so zuversichtlich gehofft hatte einige warme und liebreiche Worte auf seinen Brief zu erhalten, jezt kam die Nachricht daß Schuldfried verschwunden sei. Sie war vielleicht mit ihm entflohen, mit diesem Manne der sich wie ein Dieb in ihr Herz eingestohlen hatte.

Aberney äußerte gegen Tage Nichts von seinen Befürchtungen, aber als er Schuldfrieds Brief las, entstanden sie von selbst. Einige Wochen verfloßen während deren Tage sich seinem Kummer, seiner Eifersucht und seinem Aerger überließ, als er glücklicher Weise Befehl erhielt sich nach Carlskrona in Dienst zu begeben.

Neue Gegenstände anhaltender Beschäftigung verminderten seinen Kummer etwas oder drängten ihn wenigstens in den Hintergrund. Tages angeborne Heiterkeit gewann ihr Recht wieder, und nachdem er sich einige Wochen in Carlskrona unter fröhlichen und muntern Cameraden aufgehalten, wurde er so ziemlich wieder der Alte. Man hätte auf seinem Gesichte vergebens Spuren von Kummer gesucht. Gleichwohl

fand sich dieser bei der Erinnerung an Schuldfried vor. Diese war wie ein Feuermal in seiner Seele das weder Zeit noch Umstände zu verwischen vermochten, obschon es dem oberflächlichen Betrachter vielleicht so scheinen konnte.

Tage besaß einige von den Eigenschaften die den Seemann auszeichnen müssen, obschon ihm auch mehrere davon fehlten. Er besaß jene Elasticität vermöge welcher die Söhne des Meeres nicht gerne mit einem wirklichen Kummer verkehren, sondern ihn abschütteln oder wegschieben, so daß er sich nicht zwischen sie und das tägliche Leben eindringen kann das ihr eigentliches Fach ist. Offen und lebhaft, war Tage mit Leib und Seele Seemann, obschon ihm der practische Verstand abging der unbedingt nöthig ist. Bedenkt man dabei daß er bis zur Starrköpfigkeit eigensinnig war und nur mit Anstrengung den Zügel der Disciplin ertrug, so sieht man daß er auf der andern Seite sich nicht für die militärische Laufbahn eignete. Er hatte sie jedoch aus freier Wahl ergriffen, weil er meinte die wahre Freiheit müsse auf dem Meere wohnen. Es hätte Jahre und viele Anstrengung erfordert um Tage mit dem Gedanken auszusöhnen daß jede unbegrenzte Freiheit ein Unding ist wonach vernünftige Leute nicht streben dürfen. Aberney hatte mit Freuden Tage nach Carlskrona abreisen lassen, weil er voraussah daß er dort in einen Wirkungskreis geworfen werden mußte der ihm keine Zeit zu Grübeleien ließ.

Nachdem er abgereist war, schrieb Aberney an Lothar den oben erwähnten Brief und wartete nicht

ohne Ungeduld auf eine Antwort. So verfloßen einige Wochen bis er folgenden Brief erhielt:

„Herr Professor!

„Ich habe Ihren Brief erhalten und weiß in Wahrheit nicht auf was Sie hindeuten. Folglich kann ich nicht darauf antworten, aber in zwei oder höchstens drei Wochen werde ich mich persönlich in Stockholm einfinden um Ihnen eine Erklärung zu geben und abzuverlangen.

Lothar Canitz."

Drei oder vier Wochen vergingen ohne daß Aberney etwas Weiteres von Lothar hörte. Schon wollte der Professor den ganzen Brief als eine Finte um Zeit zu gewinnen ansehen, und schon hatte er den festen Entschluß gefaßt den russischen Gesandten um Aufschlüsse über Schuldfrieds Schicksal anzugehen, als Tante Sara eines Tages ganz todtenblaß zu ihrem Neffen in sein Arbeitszimmer gesprungen kam und mit unsicherer Stimme stammelte:

„Victor, Baron Canitz ist draußen im Salon und wünscht Dich zu sprechen."

Der Professor richtete sich auf und sagte:

„Wirklich, das freut mich daß er wenigstens den Muth hat sich hier einzufinden."

„Und Du willst unter Deinem eigenen Dache einen Canitz empfangen?" rief Sara, indem sie die Hände zusammenschlug; „Du, ein Aberney, läßest ihn auch nur eine Minute auf Deiner Schwelle verweilen?"

„Tante," sagte Aberney ernst, „der junge Canitz und ich müssen uns treffen. Wer unter mein Dach tritt, sei er Freund oder Feind, den begrüße

ich immer als Gast. Dieß ist eine alte übliche Sitte im Norden." Der Professor bat Sara den Baron einführen zu lassen.

Nach einigen Augenblicken standen diese Männer aufs Neue einander gegenüber, beide mit hochgetragenen Köpfen und einander stolz anblickend, worauf sie beiderseits einen kalten Gruß abgaben.

Das einzige Mal wo sie sich vorher getroffen hatten, war in Abo, als Lothar nach einer Besprechung mit dem Generalgouverneur es so einrichtete daß Aberney nur den Befehl erhielt Finnland zu verlassen um jeder Untersuchung zu entgehen. Als Lothar bei dieser Gelegenheit Aberney besuchte und den Brief abholte den er an Schuldfried übergab, hatte der Professor einige bittere Worte gesprochen, und beide waren damals so aufgeregt daß sie von ihrer gegenseitigen äußeren Erscheinung kaum einen Eindruck behielten. Jetzt dagegen waren sie kalt und ruhig. Sie betrachteten einander einige Secunden lang, als wollten sie erforschen wie viel Ehrlichkeit und Wahrheit sich nach den Gesichtszügen erwarten lasse. Lothar, der jünger und weniger gewöhnt war im Blicke eines Menschen zu lesen was er Niederträchtiges oder Edles verbarg, schwieg am längsten, und so mußte Aberney zuerst das Wort ergreifen.

„Sie haben mich lange warten lassen, Herr Baron," begann Aberney, und wer den Professor kannte, mußte aus dem Tone seiner klaren und klangvollen Stimme leicht ersehen daß Lothar einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er glaubte in dem schönen Gesicht des jungen Mannes einen ganz andern Character zu lesen als er erwartet hatte.

„Ich weiß es, Herr Professor, aber die Verzögerung hing nicht von mir ab, sondern von gewissen Formalitäten denen ich mich unterwerfen mußte, bevor ich das russische Joch abschütteln und als freier Mann den schwedischen Boden betreten konnte. Jezt bin ich hier um Ihnen jede Erklärung zu geben die Sie verlangen können und ich zu geben vermag, wie auch um von Ihnen eine solche in Betreff Ihrer Anschuldigungen gegen mich zu verlangen."

„Baron Canitz, ich wünsche zu wissen welches Schicksal Schuldfried getroffen hat." Dießmal klang Aberneys Stimme sehr scharf.

„Aber wie können Sie sich mit dieser Frage an mich wenden? Haben Sie wirklich einen Augenblick den Gedanken hegen können daß sie, dieses reine unverdorbene Mädchen, gleich einer verbrecherischen Abenteurerin mit mir aus ihrer Heimath weglaufen und ihre Freunde in Unkenntniß über ihr Schicksal lassen könnte?"

„Wozu diese hübschen Worte? Sie ist auf eine geheimnißvolle Weise entflohen, und nur eine unglückliche Neigung zu Ihnen hat sie dazu veranlassen können," sagte Aberney ruhig, aber bestimmt.

Ein schmerzliches bitteres Lächeln spielte um Lothars Lippen als er antwortete:

„Sie sagten eine unglückliche Liebe zu mir; hätten Sie gesagt ein tiefer Abscheu, so wären Sie der Wahrheit näher gekommen. Und um Ihnen dieß zu beweisen, sehen Sie hier den Brief den sie mir nach ihrer Abreise zuschickte."

Lothar zog Schuldfrieds Billet hervor. Als Aberney es durchlesen hatte, erblaßte er.

„Sie kennen also Schuldfrieds Mutter?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Am Tag vor Ihrer Abreise aus Abo entdeckte ich zum ersten Male daß Frau Smith und Harm Aberney eine und dieselbe Person waren.“

„Woher kennen Sie ihre traurige Geschichte?“

„Herr Professor, das kann ich Ihnen nicht sagen. Genug, sie ist mir bekannt, aber das wußte ich nicht daß Sie ein Bruder von Schuldfrieds Vater sind. Hätte ich das gewußt, glauben Sie mir, dann wäre Vieles anders geworden.“

Lothar erzählte jezt ganz einfach Alles was zwischen ihm und Schuldfried nach Aberneys Entfernung vorgefallen war; seine im Zorn ausgesprochenen Worte über Schuldfrieds Mutter und was daraus erfolgte.

Aberney saß gedankenvoll da und hörte zu, wie wenn er aus dieser Erzählung einen Schluß zu ziehen suchte der Schuldfrieds Flucht erklären könnte. Als Lothar verstummte, sagte er, mehr vor sich hin als in Form einer Frage:

„Aber warum diese geheimnißvolle Entfernung, dieses Verschwinden?“

„Das Verbrechen der Mutter ist der einzige Erklärungsgrund,“ sagte Lothar düster. „Das Bewußtsein daß ein Fremder darum wußte, jagte das stolze Mädchen weit weg von denjenigen die davon Kunde hatten. Wie tief muß sie nicht diejenigen verabscheuen die Etwas auszusprechen wagten was nach ihrer Meinung für alle Welt ein Geheimniß war?“

„Und was für sie selbst ein Geheimniß war,“ fügte Aberney wehmüthig hinzu.

„Was sagen Sie?“ rief Lothar. „Kannte Schuldfried die traurigen Verhältnisse ihrer Mutter nicht?“

„Nein, sie befand sich in gänzlicher Unkenntniß sowohl über den rechten Namen der Mutter als über ihre Verwandtschaft mit mir.“

„O mein Gott, welche Schandthat habe ich da nicht begangen!“ murmelte Lothar. Er erhob sich und reichte Aberney die Hand, indem er hinzufügte:

„Wenn Sie können, Herr Professor, so verzeihen Sie mir das Herzeleid das ich Ihnen durch sie bereitet habe. Verzeihen Sie mir auch den Haß, den Unwillen den ich gegen Sie hegte. Welche entsezliche Leiden habe ich nicht verursacht!“

Aberney ergriff die dargebotene Hand ohne Etwas zu antworten; aber er drückte sie auf eine Art die mehr sagte als Worte. Darauf entfernte sich Lothar ohne daß eine weitere Silbe zwischen ihnen gewechselt wurde, aber sie schieden von einander mit Gefühlen gegenseitiger Theilnahme.

Nach der oben beschriebenen Besprechung zwischen Lothar und Aberney verfloßen drei Jahre. Der Frühling hatte die Erde wieder grün gekleidet und über Meer und Land wölbte sich der hellblaue Himmel.

Die im Winter ausgebesserten Schiffe wurden segelfertig gemacht; dem Seemanne schwoll die Brust vor Hoffnung und Befriedigung. Er sollte wieder die liebe Woge durchfahren, wieder mit dem Sturme kämpfen, wieder nach neuen Küsten eilen dürfen. Die Ruhe auf dem Lande war ihm lang, die Luft zu

schwül geworden, und ein unbeschreibliches Sehnen hatte sein Herz erfaßt.

Dorthin, dorthin nach der See stand sein Verlangen.

Wie heißt des Seemanns rechtes Vaterland? Das Meer. — Wie wir Andern mit schwermüthigem Heimweh in den Raum hinausblicken und die Arme nach der Vatererde ausstrecken wenn wir von ihr getrennt leben, so macht es auch der Seemann wenn er längere Zeit auf dem Lande gewesen ist. Seine Brust wird beklommen, sein Gemüth sehnsuchtskrank, und er seufzt nach dem freien Meer.

Im Mai 183— ging eine Fregatte die wir Carolina nennen wollen von Carlskrona nach einer Mittelmeerexpedition ab. Jedermann am Bord des stattlichen Kriegsschiffes befand sich in heiterer Stimmung. Man sagte dem Lande ein fröhliches Lebewohl und begrüßte jubelnd die rastlose Woge.

Das Meer! Dieses unermeßliche Reich mit der Zerstörung in seinem Schooße und der poetischen Schönheit auf seiner Oberfläche; fürchterlich in seinem Zorn, wunderbar in seiner Stille. Man wird von ehrfurchtsvollem Beben ergriffen wenn es brüllt; man fühlt sich zur Wehmuth bewegt wenn es schlummernd liegt und träumt. Die ruhige Stille lähmt; die Raserei des Sturmes bringt das Blut in Fieberbrand.

„Das Leben auf der See ist doch sehr einförmig," hört man so Manchen sagen. Nur der oberflächliche Beobachter kann sich so ausdrücken, nicht aber der denkende Betrachter der Dinge. Für ihn bietet das Meer eine reiche Quelle von Ueberlegungen. Er mag seine

weißschäumenden oder wild dahin eilenden Wellen sehen, so liefert es ihm beständig neue Gemälde zu bewundern und immer neuen Stoff für das Nachdenken, für die Phantasie und für die Forschung.

Die Fregatte Carolina hatte einen Tag nach demjenigen wo wir ihr einen Besuch abstatten wollen den Hafen von Cadix verlassen um nach Gibraltar zu segeln.

Dieser kleine schwimmende Staat, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der sich in einem Kriegsschiff beisammen findet, ist eine höchst eigenthümliche Offenbarung und aller Aufmerksamkeit werth. Es bieten sich da unendlich viele Gelegenheiten den Menschengeist zu bewundern, wegen seines Talentes zu ordnen und Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, mit Macht zusammenzuhalten.

Für denjenigen der nicht weiß wie Alles am Bord eines Schiffes auf seine gewisse Zeit vertheilt und auf seinen gewissen Plaz bestimmt und angeordnet ist, muß es ein Räthsel sein wie man so viel ausrichten, erreichen und anordnen kann. Für denjenigen der die Thätigkeit und Ordnung auf einem Kriegsschiffe nicht kennt, muß unwillkürlich die Frage entstehen: Mit was können die Offiziere und 300 bis 400 Mann während eines längern Aufenthaltes zur See sich beschäftigen? Wie verfließt wohl diese lange Zeit? Laßt uns vor allen Dingen einen Blick auf das Verdeck werfen, so lange das Grauen des Tages die Nebel zu verdrängen anfängt die über dem dunkeln Blau schweben. Das Schiff schaukelt sich leicht und sorglos auf der Woge; vielleicht daß wir am Bord desselben einige Bekannte wiederfinden.

Es ist während der Tagwache. Alles ist so still, so geheimnißvoll in diesem Halbdunkel das durch die eingezogenen Segel noch dunkler wird. Auf dem Hintertheil stehen zwei bis drei Männer in der Drillrolle, still wie Mumien, mit dem einen Auge auf dem Compaß, mit dem andern auf der Wetterfahne des Steuermanns welcher „recht so," „nicht tiefer" u. s. w. wiederholt. Auf dem Commandoschemel hat der wachhabende Offizier seinen Plaz und späht bald in den Raum hinaus, bald wirft er prüfende Blicke auf den Wind. Er ist der Gedanke der diese ganze bewegliche Maschine leitet, der während seiner Wacht den Befehl und das Leben und Wohl Aller in seiner Hand hat, auf dessen Wachsamkeit und Urtheil alle Anwesenden vertrauen müssen, wenn der Gott des Schlafes seinen Besuch in den Cajüten macht.

Ehe wir unsere Schilderung fortsezen, wollen wir in diesem Halbdunkel den Mann auf dem Commandoschemel betrachten. Seine Züge kommen uns bekannt vor. Sicherlich haben wir die hohe schlanke Gestalt des jungen Premierlieutenants schon einmal gesehen. In diesem Gesichte mit seinem strengen, ernsten, aber doch poetisch schwärmerischen Gepräge erkennen wir ohne Mühe Lothar Constantin Canitz. Sein Blick der gerade vorwärts schaut, hat etwas Schwärmerisches was nicht einmal durch die gespannte Aufmerksamkeit verwischt werden kann. Daß die durch die Stille hervorgerufenen Gedanken ihn nicht von seinen Pflichten abziehen, ersieht man aus dem prüfenden Blick den er von Zeit zu Zeit um sich wirft, und worin zu lesen steht daß er die Wichtigkeit seines Postens vollkommen aufgefaßt hat.

Für Lothar war in der gegenwärtigen Periode das Leben auf der See Alles. Es gab keine zärtlichen Bande die ihn ans Land fesselten, keine liebliche Hoffnung, keine brennende Sehnsucht die seinen Gedanken oder sein Gefühl auf irgend einen Punkt der Erde fixirte. Nein er stand allein da, wurde von Niemand vermißt und von keinem unruhig klopfenden Herzen zurückerwartet. Ob er vorwärts oder rückwärts blickte, so stand er allein, allein mit einem glühenden Gefühl und einer eingebrannten Erinnerung in Folge deren ihm alles Andere außer dem Leben zur See gleichgiltig wurde. Hier, mit dem unendlichen Himmelsgewölbe über und dem Abgrund des Oceans unter sich, war er heimisch, und beim Gedanken an die schmerzliche Vergangenheit überlief es ihn kalt. — Aber wir verlassen ihn und sezen den Spaziergang auf dem Verdeck weiter fort.

Auf dem Gangbord stehen ganz still, theils an die Brustwehr gelehnt, theils auf den Kanonensizen, einige Mann von der um vier Uhr herausgetrommelten und noch nicht ganz munter gewordenen Wache, während ein anderer Theil langsam auf dem Back auf- und zugeht.

Voran steht bei einer Kanone der Backoffizier mit dem Tubus in der Hand. Es war ein Secondlieutenant, ein junger Mann von geschmeidigem, kräftigem Körperbau und schönem nordischem Gesichte. Die klaren blauen Augen haben wir auch schon gesehen, denn sie gehören Tage Aberney. Seine Züge verkünden im Allgemeinen ein sorgloses Gemüth, sind aber für den Augenblick durch einen bittern

Ausdruck entstellt. Er scheint den Posten den er bekleidet, die Verantwortung die auf ihm ruht, kurz Alles über den unangenehmen Gedanken zu vergessen die sein Inneres beschäftigen. Er steht unbeweglich und dermaßen in Betrachtungen versunken da, daß man sich versucht fühlen könnte zu glauben, er wisse nicht mehr wo er sich befinde. Weder das brausende Meer, noch die Schiffsglocke auf der Batterie die mit ihrer metallnen Zunge den Gang der Zeit erzählt, noch weniger das in allen Tonarten bis zum Vormars sich wiederholende: Alles recht! der Mastkorbwache scheint sich seinen Ohren zu nahen. Er bleibt gänzlich gleichgiltig gegen Alles und schenkt der im Osten aufgehenden Helle keine Aufmerksamkeit.

Lothar warf jezt einen spähenden Blick vorwärts, sezte dann das Sprachrohr an den Mund und rief mit seiner klaren Stimme:

„Auf den Back!"

Dieser Zuruf vom Hintertheil gilt demjenigen der auf dem Back commandirt.

Tage fuhr zusammen und wandte sich hastig um.

„Holla!" rief er als Antwort auf den unerwarteten Zuruf.

Der arme Tage! Er hatte sich dermaßen seinen traurigen Träumen überlassen, daß er die äußere Welt gänzlich vergaß. Die Einsamkeit, diese Mutter aller hohen und gemeinen, guten und schrecklichen Gedanken, hatte entschwundene Erinnerungen und frühere Illusionen hervorgerufen die schon längst im kalten Grabe der Wirklichkeit lagen. Alles was er zu besizen geglaubt und nun verloren hatte, zog jezt

an seiner Seele vorüber; und was oder wer war es wodurch er von dieser Erforschung der Vergangenheit in die Gegenwart zurückgeführt wurde? Die Stimme des Mannes von welchem er glaubte daß er seine schönsten Hoffnungen zerstört habe. Er beugte sich über die Bastion, indem er voll Zorn krampfhaft seine Faust ballte und murmelte:

„Schon die bloße Gegenwart dieses Menschen bringt jeden Tropfen meines Blutes zum Sieden."

Wiederum erscholl Lothars Stimme.

„Ich glaube der Klüver schlägt? Er muß nicht recht liegen."

Tage sprang von der Kanone auf welcher er während der Wache gestanden herab, ging leewärts hinüber und sah daß es sich wirklich so verhielt wie Lothar zu verstehen gegeben hatte. Er commandirte:

„Strecket den Klüver!"

Der Befehl wurde sogleich von der Backmannschaft ausgeführt, worauf Tage seinen Plaz wieder einnahm.

Diese Versäumniß Tages, daß er das nicht beachtet hatte was Lothar bemerkte, veranlaßte leztern seinen Commandoschemel zu verlassen und vorwärts zu gehen. Ohne ein Wort zu Tage zu sagen, schritt er an ihm vorüber, schaute einen Augenblick am Vorsegel hinauf, wandte sich dann zu Tage und fragte:

„Warum sind die Boleinen nicht richtig gehalten?"

„Ich wage es nicht sie fester zu ziehen," antwortete Tage indem er an seine Müze griff. „Sie sind so weit gezogen als sie es ertragen können."

Lothar fixirte ihn mit Augen die nichts Gutes verkündeten. Er hatte es jezt, vermöge des Rechtes das dem wachthabenden Offizier zusteht, aber selten von ihm benüzt wird, in seiner Macht sich so zu sagen in das zu legen was dem Backoffizier zukommt, ein Benehmen das für den Untergebenen im höchsten Grade demüthigend ist. Lothar ergriff, wir müssen es leider gestehen, mit Begierde diese Gelegenheit um Tage zu demüthigen, während er selbst, als allein verantwortlich für seine Wache, unzugänglich war.

„Da ist nicht gebraßt," sagte er und rief ohne eine Antwort abzuwarten:

„Hintertheil leewärts brassen!"

Die Mannschaft flog an die Enden; die Pfeife ließ das langgedehnte Halungssignal erschallen; des Riesenvogels einziger Flügel wandte, die Bardunen bogen sich.

Lothar war inzwischen vorwärts stehen geblieben. Als er dachte daß es genug gebraßt sei, commandirte er:

„Die Brassen fest!" Dann wandte er sich mit einem spöttischen Lächeln zu Tage und sagte: „Haben Sie jezt die Güte und lassen Sie die Boleinen etwas mehr aushalten als vorher." Damit ging er nach dem Hintertheil.

Es gibt Nichts was einen Offizier, mag er auch der jüngste Secondlieutenant auf der Flotte sein und seine erste Reise machen, mehr verlezt als wenn der wachhabende Offizier vorwärts kommt und in den Angelegenheiten des Backoffiziers anordnen und Befehle ertheilen will. Der Grund dazu ist viel-

leicht ein falscher Ehrgeiz, eine kindische Ueberzeugung der meisten Subalternen, daß sie über alle Zurechtweisungen erhaben seien, eine Idee daß mit den Epauletten die Geschicklichkeit in allen Dingen von selbst gegeben sei.

Tage glaubte seine Würde schwer verlezt, und dieß, verbunden mit seiner bereits vorhandenen Erbitterung, steigerte seinen Unwillen gegen Lothar bis auf den höchsten Grad. Er unterdrückte jedoch den Groll der in seiner Brust koche; aber er schwur daß Lothar eines Tags all die Demüthigungen die er ihm zufügte schwer büßen sollte. Die Wuth die in seinem Innern tobte wurde jezt von der Macht der Disciplin und der Gewohnheit des Gehorsams, so lange man am Bord ist, zurückgehalten; aber von ihren Zügeln befreit, wollte Tage sich furchtbar zeigen. Er verstand es nicht was Vergessen und Verzeihen hieß. Er begriff bloß daß er, mochte es kosten was es wollte, sich rächen mußte.

Er blickte düster auf die langen düstern Wogen die gegen den Bug der Fregatte hinrollten. Ueber dieser ganzen Wasserwüste die das Schiff umgab, lag jezt ein Halbdunkel das in vollkommener Harmonie mit den düstern, unruhigen und ärgerlichen Gefühlen stand die sich in seiner Brust wälzten.

Das Meer sang sein einförmiges und gewaltiges Lied von den beiden jungen Männern welche die unfreundlichsten Gefühle gegen einander hegten. Sie hörten nicht auf seinen einfachen majestätischen Gesang, sondern nur auf das Lied das die Nachtgeister in ihrem Innern ihnen vorsangen. Sie hatten jezt keinen Sinn für dieses Meer das Byron das älteste

Kind der Schöpfung nennt, sondern waren bloß von Betrachtungen über all das Herzeleid das sie einander zugefügt hatten in Anspruch genommen. Unter dem Einfluß derselben standen sie still und unbeweglich wie Bildsäulen da; mit dem Unterschied jedoch daß Lothar keine Secunde die ihm obliegenden Pflichten vergaß, während Tage hinwiederum Alles über seiner Erbitterung hintansezte. So verging eine Stunde, Tage hatte sich jeden Augenblick umgewandt und bange, flammende Blicke auf den Mann geworfen der ihn jezt durch die Macht des Dienstes und Grades beherrschte.

Der Nachtnebel weilte noch über der Woge. Er wartete auf den Augenblick wo die Königin des Tages sich aus den Armen der Nacht losreißen würde. Einige matte träge Strahlen welche die Sonne dem Tag zum Gruß schickte, ehe sie ihr glühendes Gesicht über die Woge erhob und über die glänzende Meeresfläche ihr Gold ausstreute, während sie dieselbe mit ihren brennenden Küssen liebkoste, vertrieben den dichten Nebelschleier. Es lag etwas magisch Fesselndes, etwas großartig Schönes in dem Augenblick wo die Sonne ihre Wanderung an dem blauen Himmelsgewölbe antrat.

Lothar griff, als er das strahlende Gestirn des Tages erblickte, mit einem schwermüthigen Lächeln an seine Müze, als wollte er ihm seinen Gruß darbringen. Sein Camerad vorn dagegen hatte nicht einmal einen Blick für die prächtige Beherrscherin des Firmamentes.

Der Sonnenaufgang ist auf dem Meer wie auf

dem Lande das Signal zu Leben und Rührigkeit. So auch am Bord der Carolina.

Die Zaubermacht der Nacht wurde durch die Ankunft des Lichtes gebrochen.

Bei Sonnenaufgang ließ der Wind ein wenig nach. Lothar, der auf Alles achtete, bemerkte auch dieß sogleich. Er commandirte:

„Strecket die Hinterbrassen auf die Windseite! Die Boleinen los! Halet die Brassen!"

Etwas Erfreulicheres gibt es wohl nicht für den Seemann der lange mit widrigem Winde kreuzt, als wenn er die gesegneten Worte hört: Die Boleinen los, halet die Brassen! Da entsteht Leben und Rührigkeit im ganzen Schiff. Auch jezt ging es wie bei einem Tanze in allgemeinem Wetteifer. Die Hintersegel wurden nach dem Winde gebraßt. Jezt kommt die Reihe an die Vordersegel.

„Halet die Vorderbrassen nach der Windseite!" commandirte Lothar.

Auf einmal sprang Lothar von seinem Plaze herab auf Tage zu und fragte ihn heftig:

„Was ists, Herr Lieutenant, sind die Vorderbrassen nicht gehalt?"

Tage, den die vorhergehende Zurechtweisung noch schmerzlich auf der Seele brannte, antwortete:

„Ich habe keinen Befehl erhalten."

Lothar sah ihn mit kaltem, beinahe verächtlichem Blicke an, trat einen Schritt näher und sagte mit gesenkter Stimme:

„Herr Lieutenant, der versieht seinen Dienst schlecht, der bloß das thut was ihm befohlen wird."

Damit wandte er sich nach dem Hintertheil zurück und nun wurde kein Wort weiter gewechselt.

Tage hatte dem Cameraden einen drohenden Blick nachgeschleudert und murmelte:

„Welche höllische Fügung hat uns auf dieselbe Planke geworfen und mich verurtheilt mit diesem Elenden da zu leben? Diese Wachen die wir zusammen halten müssen, diese satanischen Nadelstiche die er mir bei der geringsten Gelegenheit versezt, alles das treibt meinen Abscheu auf die Spize. Gewiß ist daß ich, ehe wir uns trennen, ein eben so schlechter Mensch bin wie er, so sehr demoralisirt mich mein Haß gegen ihn.“

Während Tage diesen Monolog hielt, wartete der Steuermann mit der Signalpfeife am Mund an der großen Lucke, die Augen auf Lothar geheftet, der als wachhabender Offizier, als der lezte Glockenschlag Fünf ertönte, ausrief:

„Alles jezt an die Arbeit!“

Alle Privatinteressen mußten vor der Thätigkeit die nun erfolgte verstummen. Jeder Offizier bekam vollauf zu thun.

Vom Verdeck bis zur Batterie, von der Batterie bis zum Zwischenboden und bis zum entferntesten Winkel beginnt jezt ein Geschrei das für einen auf seinem Ohr schlummernden Seemann höchst störend ist. Die Tagesarbeit am Bord kann damit als begonnen betrachtet werden.

Vergebens suchen wir uns ein Bild von der zierlichen Sauberkeit und Ordnung zu machen die am Bord eines Kriegsschiffes herrschen. Sie sind nicht bloß in Folge des engen Raumes durch das

Bedürfniß geboten, sondern tragen auch hauptsächlich zum Wohlbefinden daselbst bei. Das Erste was geschieht wenn die Mannschaft mit dem Fegen fertig geworden, ist eine allgemeine Reinwaschung des Schiffes.

O ihr meine liebenswürdigen und unvergleichlichen Hausfrauen, was sagt ihr von einer Puzerei die in einer Stunde vorüber sein soll! Sie muß nothwendig höchst unvollständig sein oder vielmehr sie kann einen solchen Namen gar nicht verdienen. Es ist ja gerade die nöthige Zeit um ein Paar Böden abzuwischen. Ihr zucket die Achseln und haltet es für ein Mährchen. Es ist jedoch die reine Wahrheit in dieser Stunde wird eine so gründliche Säuberung vorgenommen, daß kein Splint vergessen bleibt.

Tage und Lothar bekamen auch an andere Dinge als an ihre gegenseitige Feindschaft zu denken, weil der eine darauf sehen mußte daß die Mannschaft auf dem Hintertheil am großen Mast ordentlich ihre Geschäfte besorgte, und der andere vorn dasselbe zu thun hatte.

Das Verdeck bietet bei solchen Gelegenheiten ein eigenthümliches Bild dar. Die Mannschaft, die ihre Hosen und Hemdärmel zurückgeschlagen hat, kommt mit vollen Wassereimern herbei und gießt sie strömend über Verdeck und Batterie aus. Ein Theil streut Sand auf das nasse Verdeck, ein anderer Theil liegt auf den Knien und scheuert die Planken mit weichem Maltastein. Hierauf wird Alles zusammen mit reinem Wasser in die See hinabgeschwemmt und zulezt kommt die Reihe an die hölzernen Schaufeln und den Schwapper.

So geht eine Puzerei rasch und lustig von Statten. Ich fordere jedoch jede Hausfrau heraus ob sie einen so feinen und weißen Salonboden aufweisen kann wie der Secondlieutenant ihn seinem Chef vorweist. Jeder hat dabei, wie bei allen Verrichtungen an Bord, sein bestimmtes Geschäft, und daraus erklärt sich die Raschheit womit in weniger als einer Stunde das ganze Schiff, Boote, Lafetten, Verdeckgitter, mit einem Worte, alles Lose und Feste aufs Feinste gepuzt ist. Schlag acht ist die Toilette des Schiffes gemacht und Alles auf dem Verdeck in Ordnung, Batterien und Zwischenböden; es bleibt dann nur noch übrig die da und dort vorkommenden messingenen Zierrathen blank zu scheuern.

Lothars und Tages Wachdienst war jezt vorüber. Als sie an einander vorbeikamen, sagte Lothar zu Tage:

„Auf die Art wie Sie Ihren Dienst versehen, Herr Lieutenant, muß ich die ganze Wache thun, und dazu habe ich in Zukunft keine Lust."

„Melden Sie dem Chef was Sie zu bemerken haben," antwortete Tage trozig und ging vorbei.

Lothar schaute ihm nach. Tage ging in seine Cajüte.

Einer von Lothars älteren Cameraden, der Premierlieutenant Steen, der einzige am Bord mit welchem er auf Du stand und etwas näher bekannt war, trat auf ihn zu und sagte, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte:

„Sage mir aufrichtig, Canitz, warum bist Du so übel auf Aberney zu sprechen? Du hast beständig Etwas an ihm auszusezen."

„Nur im Dienst," antwortete Lothar kalt.

„Das ist wahr. Aber Du nimmst es mit den andern Cameraden nicht eben so genau; gegen sie bist Du nachsichtig. Ich fürchte sehr, Du und Aberney seid mit einer innern Ladung gegenseitigen Widerwillens auf die See gegangen die ihr am Besten thätet über Bord zu werfen."

„Willst Du damit sagen daß ich gegen Aberneys Saumseligkeit auf der Wache und dergleichen blind sein solle?" fragte Lothar.

„Ich will sagen daß am Bord eines Schiffes keine Feinde beisammen sind, sondern nur Cameraden. Die Meerwinde blasen alle Verdrießlichkeiten weg."

Steen verließ Lothar, der auf die Batterie ging, während er mit einer eigenthümlichen Bitterkeit dachte:

„Blasen alle Verdrießlichkeiten weg; ja Verdrießlichkeiten, das ist wahr; aber weder Meer noch Land vermag die Wunden der Seele zu heilen oder die Bitterkeit zu lindern welche das Herz beim Anblick des verhaßten Nebenbuhlers empfindet. Schon der Gedanke an den Ring den er trägt, regt meinen Grimm gegen ihn auf. Er ist ein Andenken an sie. Auf der Goldplatte steht: Schuldfried. Ach wenn ich die ganze Welt umsegle, wenn ich mein ganzes Leben getrennt von allen Erinnerungen an sie zubringe, so kann ich doch nicht vergessen daß dieser Tage ihr so unaussprechlich theuer war. Und ich — ich sollte ein guter Camerad gegen ihn sein? Thörichte Voraussezung! Ich wäre kein Mensch, wenn ich das könnte."

Um zehn Uhr beginnt das Exercitium das bis

drei Viertel auf Zwölf währt. Dabei werden sowohl die physischen als die geistigen Kräfte so in Anspruch genommen, daß jeder Theilnehmer alles weichliche Träumen, alle Sorgen und Qualen weit von sich werfen muß.

Man kann das Seemannsleben einen unaufhörlichen Kampf nennen, eine Kette von unermüdlicher Thätigkeit, von rastlosem Ringen mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten und Mühen. Ein dünnes Brett das von einer unter dem Wasser verborgenen Klippe gespalten werden kann, trennt den Seemann vom Tode. Sobald er ein Schiff betritt, schauen ihm also jeden Augenblick neue Gefahren entgegen, denn auf dem Meere offenbaren sich solche mit jeder Minute. Es sind Männer erforderlich um ihr Leben einem so gefahrreichen Beruf zu widmen, Männer die zu sterben verstehen.

Wenn wir auf unserer Rhede ein stolzes schönes Kriegsschiff erblicken, wenn wir vom Land aus mit Lust seine Bemannung angeschaut haben, fällt es uns gleichwohl nicht ein nähere Betrachtungen über diese Abtheilung der Landesvertheidigung anzustellen. Wir erblicken in der Besazung eine Art von Seesoldaten und in den Offizieren Männer welche die Uniform der Flotte tragen. Im Uebrigen denken wir an sie nicht weiter als an jeden andern Militär; aber laßt uns jezt diese Menschen, die in allen Ländern wo es eine Flotte gibt den Stolz der Nation bilden, näher ins Auge fassen.

Was ist wohl ein Matrose? Ein Wesen das in die Welt geworfen ist um zu arbeiten und zu entsagen; das nie erfährt was eine ungestörte Ruhe,

eine regelmäßige Lebensart heißen will. Der Matrose hat eine eigenthümliche Sprache, eigenthümliche Gewohnheiten und sogar eine eigenthümliche Art sich zu bewegen: Alles in Folge seines Berufes. Laßt uns seine Existenz näher beschauen.

Müde von der Arbeit, wirft er sich in sein hängendes Ruhebett; aber kaum hat er seine Augen geschlossen, als eine Stimme, donnernd wie die Posaune des Weltgerichtes, ihn aufs Verdeck ruft um mit einem wüthenden Meer, einem aufgeregten Element zu kämpfen das ihm jede Secunde einen beinahe sichern Tod zeigt. Er darf nicht an sich selbst, an die Gefahr, an das schreckliche Gebrüll und den Sturm denken, sondern darf nur einen einzigen Gedanken haben, und dieser muß in dem Ohr liegen womit er das Commandowort auffaßt, um sodann augenblicklich zu gehorchen. Das Schiff ist seine Welt, dessen Rettung seine Pflicht, und er darf sich nichts darum bekümmern ob er bei diesen Anstrengungen seinen lezten Augenblick kommen sieht. Noch nicht trocken vom Unwetter, das, wenn es einen Sturm im Schlepptau hat, ihn aufs Neue ins Takel- und Tauwerk treibt, wird er wiederum von den Sturzwellen des Meeres und des Himmels übergossen. Kaum hat er, abgemattet und wie gerädert, sein einsames Lager erreicht, so verkündet ihm die Uhr daß die Ruhestunde vorüber, daß sein Plaz oben ist in dem kalten pfeifenden Wind.

Wohlan, zu diesem Beruf sind ganz andere physische und geistige Kräfte erforderlich als zu jeder sonstigen Laufbahn, und zwischen dem Matrosen und dem Landsoldaten kann gar keine Vergleichung ent-

stehen: der erstere steht hoch über dem lezteren. Er muß schwerere Anstrengungen durchmachen, ist seinem Lande nüzlicher und braucht mehr Muth als der Landsoldat. Wenn dieß im Allgemeinen gilt, um wie viel mehr vollends in Kriegszeiten! Während der Schlacht, wenn die Kugeln um ihn pfeifen, muß er nicht bloß an die Zerstörung denken die sie möglicherweise anrichten, sondern er muß seine Aufmerksamkeit auch auf die Woge, auf die geliebte und doch so treulose Woge richten. Während der Landsoldat wenigstens dem Rasen trauen kann worauf er steht und kämpft, muß der Seemann jeden Augenblick erwarten daß der Rumpf auf welchem er streitet zersplittert werde. Wohin er sich wendet, lauert der Tod auf ihn, nicht bloß aus der feindlichen Batterie, sondern auch aus der Meerestiefe und aus dem unerbittlichen Zorn des Sturmes.

Bei alledem findet man nirgends eine solche Munterkeit, Lebendigkeit und Fröhlichkeit wie bei dem Seemann. Er liebt diese Abwechselungen, er hat seine Lust an der Gefahr, er hat Sinn und Auge für das Wunderbare, und sein Character gleicht dem Element dem er sein Leben widmet; stille träumend wenn Ruhe ihn umgibt; munter wenn frische Winde die Segel füllen; wachsam und thatkräftig wenn der Sturm rast; leichtsinnig und übermüthig wenn er das feste Land betritt. Er besizt Nichts was ihm gehört, weder Freude noch Schmerz, Alles entlehnt sein Gepräge von der launischen Woge. Ach! Ich sehe einen alten Seemann nie ohne auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen zu wollen; denn lebhaft steht vor meiner Seele Alles was er

gelitten hat, und wie viel Muth erforderlich war um so für Andere zu arbeiten.

Aber diese Betrachtungen haben uns vielleicht gar zu lange vom Schauplaz der Erzählung ferngehalten.

Das Vormittagsexercitium ist vorüber. Nach der Arbeit bekommt die Mannschaft ihr Mittagessen. Die Offiziere, mit Ausnahme des wachhabenden, versammeln sich im Gesellschaftszimmer, wo man die Tagesereignisse zu besprechen anfängt, das heißt, das gemachte Manöver critisirt. Der eine hätte es so machen sollen, der andere so.

Lothar, der im Allgemeinen wortkarg war, ließ sich selten auf ein Gespräch ein, außer wenn es sich um das Seewesen, das Manöver des Schiffes und dergleichen drehte. Bei allen Gelegenheiten wo er sich in solchen Dingen aussprach, verrieth er so gründliche Kenntnisse, eine so sichere Auffassung, ein so klares Urtheil und so lebendiges Interesse, daß Jedermann ihm aufmerksam zuhörte. Bei solchen Gelegenheiten verrieth er eine erstaunliche Ueberlegenheit, und gleichwohl sprach er just dann mit einer Anspruchslosigkeit die sonst nicht in seinem stolzen Wesen lag.

Am obengenannten Tag hatte man ein sehr schönes Manöver gemacht. Ins Gesellschaftszimmer herabgekommen versammelten sich Alle, mit Ausnahme Tages, um sein Urtheil zu hören. Das strenge, kalte Gesicht wurde ungewöhnlich lebhaft, die strahlenden Augen wurden noch strahlender, und er äußerte sich mit solcher Wärme, und Theilnahme, daß ihm Jedermann mit Vergnügen zuhörte.

Tage hatte sich am andern Ende des Zimmers niedergelassen. Die Erörterung war außerordentlich lebhaft. Bleich und mit umwölkter Stirne blickte Tage zu seinem verhaßten Nebenbuhler vor, welchen er, troz aller Beweise für das Gegentheil, als die Veranlassung zu Schuldfrieds Verschwinden betrachtete. Das Interesse das die Cameraden an Lothar bezeugten, verdroß Tage ebenso sehr wie die Beredsamkeit und Sachkenntniß womit dieser seine Ansichten aussprach. Mit Erbitterung bedachte er daß dieser Canitz ihm an Rang, an Kenntnissen, an pünktlicher Pflichterfüllung, kurz in allen Stücken voraus sei, so daß sowohl der Capitän als der Secondlieutenant ihn als ein Vorbild betrachteten.

Während Tage Alles that um seine feindselige Stimmung gegen den älteren Cameraden noch zu steigern, fuhr das Gespräch fort. Man war vom Manöver zu Betrachtungen über den Seemannsberuf übergegangen.

„Ehe wir uns ausführlicher darüber äußern," sagte der Premierlieutenant Steen, „wollen wir uns erst klar machen was ein Seemann ist."

„Ein Mann dessen Beruf darin besteht auf dem Meere zu leben," versezte einer der Offiziere; „wofern er nicht, wie wir, seine meiste Zeit auf dem Lande zubringen darf," fügte er lachend hinzu.

„Ihre Antwort ist ganz richtig, Herr Lieutenant," bemerkte Lothar mit einem feinen Lächeln, „bedarf aber doch einer näheren Betrachtung, und da wir die verschiedenen Benennungen: Offizier, Matrose, Seemann haben, so muß man unwillkührlich unter ihnen gewisse Unterschiede suchen die aufs Schärfste

begränzt sind. Lassen Sie uns in erster Linie von einem guten Matrosen sprechen, um mit dieser hervorstehenden Classe unter uns Söhnen des Meeres zu beginnen; denn der Matrose ist der practischste unter allen Männern die ihr Leben dem Dienst und der Ehre eines Landes widmen. Geschickt in Allem was von ihm gefordert wird, lebhaft, thätig, wachsam, kühn und abgehärtet, ist er gleichsam geschaffen um jeder Gefahr Troz zu bieten, bekämpft die Beschwerlichkeiten aller Climate, übersteht alle Mühseligkeiten des Wachens und der Arbeit und unterwirft sich allen möglichen Entbehrungen; er ist ein vollkommen disciplinirter Soldat, nicht bloß in Folge der Gewohnheit der Subordination, sondern aus innigster Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines augenblicklichen Gehorsams, so wie die Gefahren des Meeres ihn fordern; und gleichwohl, wenn er ohne das mindeste Bedenken den empfangenen Befehl vollzieht, bemerkt er doch sogleich das Rechte oder Unrechte was daran ist, seine Stärke oder Schwäche. Er erkennt sogleich den Unterschied zwischen einem Offizier der fähig ist ihn zu leiten und einem andern der nur den Titel führt; zwischen dem wahren Seeoffizier und demjenigen der nur theoretische Bildung, nicht aber das practische Urtheil besizt das er selbst hat. Deßhalb ist es bei der Flotte nothwendiger als überall sonst daß der Offizier in allen Stücken den Forderungen entspricht die man an ihn machen kann, weil er sonst von der Mannschaft, die er beherrschen soll, und deren Leben gänzlich von dem Commandirenden abhängt, mißachtet wird."

„Alles das ist vollkommen wahr," fiel Lieutenant

Steen ein, „aber der Matrose ist gleichwohl nur als eine Maschine, ein Werkzeug oder ein Mittel zur Ausführung der Gedanken zu betrachten die vom Chef ausgehen. Man kann ihm unmöglich eine höhere Stelle zutheilen."

„Mag sein; aber so unmöglich es für die Seele ist eine ihrer Ideen ohne Hilfe des Körpers auszuführen, eben so unmöglich ist es für einen Seeoffizier ohne eine gute Mannschaft etwas Tüchtiges zu werden."

„Die Seele ist gleichwohl von höherem Werth als der Körper."

„Wahr, aber sie leistet ohne den Beistand des Körpers nichts Nüzliches."

„Bedenke wie viel zu einem geschickten Schiffscapitän erforderlich ist!"

„Ja, ein geschickter Seeoffizier muß außer einer gründlichen nautischen Bildung auch große Erfahrung besizen; er muß sich practisch an alle Arbeiten gewöhnen die vorkommen, er muß den geübtesten Blick und die vollkommenste Kenntniß der zusammengesezten Kräfte die ein Schiff in innere und äußere Bewegung bringen, wie auch die Fähigkeit sie anzuwenden besizen. Er muß durch diese Erfahrung die Fähigkeit erwerben den unvorhergesehensten Gefahren ruhig entgegenzutreten und augenblicklich zuvorzukommen. Er sieht sogleich was zu thun ist; und werden seine Befehle von solchen Matrosen wie ich sie eben schilderte ausgeführt, so sind dieselben unerschöpfliche Mittel um alle nur erdenklichen Schwierigkeiten zu überwinden."

„Aber ein geschickter Chef hat selten eine so aus-

gewählte Mannschaft, und er muß dennoch alle Hindernisse die ihm entgegentreten siegreich beseitigen oder sich als unfähig zur Bekleidung seines Postens betrachten lassen," wandte einer der Offiziere ein.

„Nur der Unkundige kann so Etwas verlangen; aber diese hohen Ansprüche kommen daher weil es zum großen Theil von dem Chef abhängt seine Besazung zu dem zu machen was sie sein muß, um den Ansprüchen zu genügen die man an sie stellen kann. Einem Chef sagt sein seemännischer Blick gleich am ersten Tage wo er an Bord ist woran es fehlt. Sobald ihm dieß deutlich geworden, muß er unermüdlich sein um den Mängeln abzuhelfen und durch tägliche Erfahrung, so wie durch die größte Pünktlichkeit und Strenge bei allen Exercitien, Manövern und der geringsten Kleinigkeit die Mannschaft zur Vollendung zu führen. Werden diese Bemühungen von seinen Offizieren unterstüzt, so wird es ihm unbedingt gelingen seine Besazung zu einer vollkommen guten und tüchtigen zu machen. Besizt ein Sterblicher das Recht sich stolz zu fühlen, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes stolz auf seine Willenskraft und das dadurch Errungene, so ist es ein Schiffscapitän mit seinen Offizieren und seiner Mannschaft die er eingeübt hat. Sein Eifer und sein Interesse hat sie zu demjenigen gemacht was sie sind, und wenn Jemand Liebe verdient, so ist er es. Wenn er ein wahrhaft überlegener Mann ist, so weiß er auch daß er das was er ist nur durch seine Mannschaft ist, und leztere ist das was sie durch ihn geworden. Sie sind unzertrennliche, obschon in ihrer Bedeutung verschiedene Factoren in dem großen Ganzen das man ein

ausgezeichnetes Kriegsschiff nennt. Jeder Offizier auf demselben muß es als heilige Pflicht ansehen seinem Chef aus allen Kräften beizustehen, indem er pünctlich und voll Interesse seine Pflichten erfüllt. Das geringste Versehen eines Offiziers halte ich für zehnmal tadelnswerther als das größte eines Matrosen, weil ein solches Beispiel des Offiziers einen schädlichen Einfluß auf die Mannschaft ausüben muß."

Bei diesen lezten Worten hatte sich Lothars Blick unwillkührlich Tage zugewandt. Ihre Blicke begegneten sich, und Tage, in dessen Innerem es kochte, bedurfte nur noch dieser Veranlassung um seinem Verdrusse Luft zu schaffen. Er stand also bei Lothars Schlußworten sogleich auf nnd sagte:

„Vermuthlich halten Sie, Herr Lieutenant, sich für einen solchen Typus von Seeoffizier der die Bemühungen des Chefs eine ausgezeichnete Mannschaft heranzubilden unterstüzt." So sprechend war Tage bis zu der Gruppe um Lothar vorgetreten. Dieser blickte ihn kalt an und antwortete mit unveränderter Stimme:

„Wenigstens bemühe ich mich nach besten Kräften meinen Plaz auszufüllen, und nach meinem Dafürhalten darf keiner ein Kriegsschiff betreten, wenn er nicht die Absicht hat seinen Beruf mit vollstem Herzen zu umfassen. Wer seine Pflicht nicht liebt, wird immer ein schlechter Seemann bleiben. Ich begreife nicht wie man es wagen kann sich eine Versäumniß oder Etwas was von einem mangelnden Interesse zeugt zu erlauben. Ganz sicher würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen wenn mein Chef Veranlassung erhielte mir eine Bemerkung zu

machen. Ich will daß er, wenn ich am Abend die Wache übernehme, in seine Cajüte gehen kann mit der vollen Gewißheit daß er auf dem Verdeck ein scharfes, aufmerksames Auge und ein treues Herz zurücklasse das über alles Andere auf Erde und Meer seine Pflicht sezt. Dieß, Lieutenant Aberney, ist meine Auffassung meiner Obliegenheit; aber das sezt durchaus nicht voraus daß es auch die Ihrige sein muß."

Lothar ging von der Gruppe weg und wollte sich auf die Batterie begeben. Tage hielt ihn auf mit den Worten:

„Ist es Ihre Absicht, Herr Lieutenant, mich zu beleidigen und die Behauptung aufzustellen daß ich meine Pflicht nicht verstehe?"

„Herr Lieutenant, ich habe nicht von Ihnen gesprochen, sondern bloß meine Ansicht geäußert was ein Offizier sein solle."

Lothar sah ihn stolz an und ging die Treppe hinauf.

„Du bist doch verdammt kizlich, mein lieber Aberney," sagte Steen, als Lothar sie nicht hören konnte. „Du klagst über Canitz; er hat indeß den Vortheil vor Dir daß er Dich nie anders als im Dienste quält, im Fall Du irgendwie eine Bemerkung verdienst."

„Möglich," antwortete Tage; „aber er kann ja nie den Mund aufthun ohne daß in seinen Worten und in seinem Ton Uebermuth liegt."

„Aberney hat Recht," stimmten einige jüngere Offiziere ein die ebenfalls einen Zahn auf Lothar hatten wegen seiner Ueberlegenheit. „Canitz ist stolz und übermüthig."

„Er ist ein kenntnißreicher und ausgezeichneter Seeoffizier," bemerkte der Secondlieutenant.

Nach einigen Augenblicken hatten Aberney und die übrigen Offiziere von andern Dingen zu plaudern begonnen. Man sprach von den Vergnügungen der Hauptstadt, von Frauenzimmern, von Theater, von Musik, von allen möglichen Dingen welche die Fregatte nichts angingen.

„Sahst Du während Deines lezten Aufenthaltes in der Hauptstadt Fräulein Högquist in Quäcker und Tänzerin?" fragte ein ehemaliger Carlskroner Zögling den Lieutenant Tage.

„Allerdings," lautete die Antwort und nun folgte eine lange Erörterung über die Schönheit, Grazie und Anmuth der liebenswürdigen Schauspielerin.

Während Canitz und die Offiziere sich unterhielten, hatten der Observationsoffizier und der Steuermann auf dem Verdeck etwas Anderes zu thun gehabt als das gemachte Manöver zu erörtern. Sie waren damit beschäftigt eine passende Stellung einzunehmen und mit ihrem Sextanten die Mittagshöhe zu beobachten, das heißt, den Durchgang der Sonne an dem Orte wo das Schiff sich befindet. Wenn dieser Augenblick durch Beobachtung festgestellt ist, so ist es zwölf Uhr. Die Zeit darf jedoch nicht durch die acht Gläser kund gegeben werden, bevor der Chef gefragt worden ist ob er erlaube daß es Mittag sei.

Nachdem Offiziere und Chef um zwei Uhr ihr Mittagsmahl eingenommen, finden wir einen Theil von ihnen auf der Batterie auf und ab spazierend, wo sie sich an der durch die offenen Schießscharten spielenden frischen Brise abkühlten. Bei einer dieser

Schießscharten saß Lothar und betrachtete das unendliche dahinrollende Meer, mit seinen blauen und grünen Wogen und ihrem weißen glänzenden Schaum, der wie eine Spizenstickerei über den in ewiger Unruhe sich hebenden und senkenden Ocean hingeworfen war. Was er fühlte das wissen wir nicht; aber was er dachte können wir möglicher Weise ermitteln. Du glaubst vielleicht, meine junge Leserin, seine Gedanken haben bei der Herzliebsten geweilt; nein, seine Gedanken waren auf die Woge gerichtet, in diesem Augenblick waren die leztern Alles für ihn. Er stellte stille Betrachtungen über die poetische Seite des Seemannslebens an, über den Kampf zwischen der Natur und dem Menschengeiste welchen es darbietet. Er durchging seine Abwechselungen, er bedachte wie es ihm in einsamen Nachtwachen, wenn er so in der Stille umhergeschweift, geschienen als ob er diesem ewigen und unendlichen Wesen das wir Gott nennen näher gekommen sei; welche unerschöpfliche Veranlassungen die Größe der Schöpfung zu bewundern in den Festen liegen zu welchen das Meer sowohl in seiner Freude als in seinem Zorn einlade. Jahraus jahrein hätte Lothar die Woge durchfurchen und nur im Falle des Bedarfs in einem Hafen ankern mögen; dann aber schnell wieder hinaus zu dem Gebrülle des Sturmes oder der schwermüthigen Träumerei der Stille. Er hätte sich mit dem Meere vermählen und schwören mögen auf ihm zu leben und zu sterben, ohne Sehnsucht nach dem Lande zu empfinden. — Armer Lothar, eines Tages sollte vielleicht die jezt so innig geliebte Woge eine Feindin deiner liebsten Wünsche werden und

dir den Gegenstand entführen welchen sie jezt umschwebten.

Um vier Uhr begann das Exercitium wieder und versezte Lothar, wie alle Andern, in volle Thätigkeit bis sechs Uhr, wo nach der Aufstellung bei den Kanonen alles Exerciren für den Tag aufhört.

Um acht Uhr begann die Nachtwache. Lothar und Tage erhielten jezt die erste Wache. Der wachhabende Offizier, welcher Lothar war, ließ das Signal blasen und die Nacht begann.

Aber wann endet der Tag und wann beginnt die Nacht auf einem Kriegsschiff? Das ist schwer zu sagen. Es heißt allerdings die erste Wache sei die Nachtwache. Wer kann um acht Uhr schlafen? Jezt wo alle Tagesarbeit vollendet ist und die Mannschaft ruhen und ihre Seemannslaune auf ihre eigene Weise zeigen darf, jezt fehlt es an aller Lust in die Cajüten zu gehen. Man macht sich nun Zerstreuungen nach seinem eigenen Gutdünken.

Diese Leute, die vielleicht von vier Uhr Morgens keinen eigentlich freien Augenblick mit Ausnahme der Mittagsstunde gehabt haben, und von denen die Hälfte um Mitternacht die Wache übernehmen muß, können gleichwohl nicht dazu vermocht werden ins Bett zu gehen. Sie sammeln sich da und dort in Gruppen. Die älteren Matrosen, sonnenverbrannte Gesellen mit echter Seemannshaltung, laviren auf dem Gangbord hin und her leewärts, sie sprechen von der Heimath, von alten Abenteuern und fernen Ländern, von wunderbaren Errettungen vom Tode und überbieten einander in jenen Wizen die ihnen so eigenthümlich sind und die, bei der trockenen,

derben Manier womit sie gesagt werden, dem zufälligen Hörer gar oft ein herzliches Lachen abnöthigen.

Die Unteroffiziere spazierten auf dem Gangbord von der Windseite und sprachen in einem gebildeteren Tone miteinander.

Auf dem Backbord, um einen mit Sagen und Erzählungen beladenen Confrater, sammelt sich ein Theil der Besazung, gewöhnlich die Bootsleute, und lauscht mit gespanntem Interesse auf jene monströsen Spuckgeschichten bei denen Alles verzaubert ist; andere die mehr musikalisch sind, summen eine bekannte Melodie, deren Rhythmus und Text allmählig immer deutlicher werden, wenn der Backsbootoffizier keine Notiz davon nimmt.

Hier hat der Backsbootcorporal einige von der Natur weniger glücklich ausgestattete unter Schwedens seefahrenden Bauern festgenommen und macht mit ihnen eine Runde, um ihnen practisch zu beweisen wozu jedes Ende taugt. Dort ist ein einfältiger Kerl auf das sehr zweifältige Gebiet der halbeingefahrnen Matrosen und der Schiffsjungen gerathen, und nach seiner Miene zu schließen, wünscht er daß Gott in seiner großen Weisheit niemals das Land vom Wasser getrennt haben möchte.

Die Offiziere gehen auf dem Halbverdeck leewärts auf und ab, während der Chef und Secondlieutenant sich auf dem Ehrenplaz des Schiffes, dem Halbverdeck nach der Windseite, Bewegung machen, wo Lothar jezt als wachhabender Offizier mit dem Sprachrohr in der Hand über Alle wacht.

Jezt schlägt es neun Uhr und nun wird es still auf dem Schiff. Lothar erhielt seine Nachtbe-

fehle von dem Chef, der nach Mittheilung derselben den andern Offizieren gute Nacht wünschte und sich zu Bette begab.

Wir wollen nicht Tag für Tag die kleinen oder größern Veranlassungen erzählen welche Lothar nahm um Tage in allen Stücken zu demüthigen, der hinwiederum überall auf dessen stolzes und übermüthiges Benehmen, wie er es nannte, hinwies. Die Folge war daß Tage immer feindseliger gestimmt wurde, was auch auf seine jüngern Cameraden zurückwirkte, die sich bei jeder Beleidigung gegen Tage mitbeleidigt glaubten und einen gründlichen Haß auf Lothar warfen.

Unter einer beständig zunehmenden Spannung zwischen Lothar und Tage näherte sich die Fregatte Gibraltar. Es war ein schöner Morgen. Lothar hatte die Wache. Eine frische Brise blies in die Segel, der Himmel wölbte sich so klar und tiefblau über dem wahrhaft schönen Gemälde das vor seinen Augen ausgebreitet war. Gerade vor ihm der Sund, auf der einen Seite der Affenberg, ein africanischer Riese, schwarz wie die Geschöpfe die sich um seinen Fuß tummeln, und auf der andern Seite Gibraltars unfruchtbarer Fels, dessen offene Theile hundert Kanonen bergen, bereit den Tod nach jedem Punkte des Horizontes zu schleudern. Es war als hätten des Mittelmeers zornige Wogen diese beiden Pfeiler von Granit und Lava von einander geschieden.

Die Brise wurde stärker, die Fregatte ging mit

vollen Segeln vorwärts, und ankerte am Fuße des berühmten Berges.

Tage sehnte sich ans Land zu kommen um all dem Verdruß den er so lang hatte verschlucken müssen Luft schaffen zu können. Die zahllosen kleinen Nadelstiche und tausenderlei Verdrießlichkeiten womit Lothar ihn während der Reise gequält, hatten seine Erbitterung dermaßen gesteigert, daß es ihm zum vollen Bewußtsein kam daß Einer von Beiden zu viel hienieden sei. Nur die Achtung vor der Disciplin hatte einen Ausbruch verhindern können, und Tage hatte seine ganze Willenskraft aufbieten müssen um bei den Widerwärtigkeiten die Lothar ihm bereitete den Gegenstand seines Zornes nicht zu zermalmen. Er fühlte daß er seine aufgeregten Gefühle für den Rest der Reise schwerlich würde zügeln können, und er hatte beschlossen ihnen während des Aufenthaltes in Gibraltar auf irgend eine Weise Luft zu schaffen. Wie? wußte er selbst noch nicht. Er sah bloß ein daß es für Lothar und ihn unmöglich sei zusammen weiter zu segeln: einer von ihnen mußte in Gibraltar bleiben um in seiner Erde begraben zu werden.

Die meisten Offiziere erbaten und erhielten Erlaubniß ans Land zu fahren. Am Bord der Fregatte blieben nur noch die wachhabenden und überdieß Lothar. Ueber die Brustlehne hingebeugt betrachtete er die Abfahrt der Cameraden. Sein Blick war vollkommen gleichgiltig.

„War Lieutenant Aberney mit in der Schaluppe?“ fragte eine Stimme hinter Lothar auf französisch.

Er fuhr zusammen und wandte sich um. Es war Doctor Wagner, der die Fahrt von Cadix her als

Schiffsarzt mitgemacht hatte, weil der von Carlskrona mitgenommene Doctor in lezterer Stadt erkrankt war und nicht weiter reisen konnte.

„Ja," antwortete Lothar kalt.

„Wollen Sie auch ans Land?"

„Nein. Es ist schon das dritte Mal daß ich Gibraltar besuche, und ich weiß wahrlich nicht warum ich ans Land gehen sollte, wenn es nicht aus einer dienstlichen Veranlassung geschieht."

„Es dürfte auch das Klügste sein hier am Bord zu bleiben," versezte Wagner mit einer eigenthümlichen geheimnißvollen Miene. „Lieutenant Aberney kann unmöglich gut auf Sie zu sprechen sein. Sie haben ihm das Leben nicht gerade versüßt."

„Wenn es so ist, so dürfte indeß die Schuld an ihm selbst liegen. Warum versieht er seinen Dienst so schlecht daß er zu Bemerkungen Anlaß gibt?"

„Mag sein, aber dieß hat zur Folge gehabt daß nicht bloß er allein, sondern auch seine Cameraden über Sie erbittert sind. Sie thaten klug daran daß Sie an Bord blieben."

„Welche Gefahr hätte ich wohl laufen können wenn ich ans Land gegangen wäre?"

„Ganz sicher ahnen Sie dieselbe."

„Wagner, Sie werden doch nicht behaupten wollen daß ich die Gefahr fürchte?" sagte Lothar mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich nicht, aber Aberney und seine Cameraden werden Ihr Benehmen so deuten; doch das kann Ihnen ganz gleichgiltig sein. Ich meines Theils glaube daß Sie Recht haben jedem Zusammentreffen

mit Aberney und seinen Cameraden auf dem Lande auszuweichen."

Eine Pause entstand, worauf Doctor Wagner mit dem gleichgiltigsten Ton auf der Welt bemerkte:

„Die Rhede hier bietet einen seltenen Anblick dar, und man kann wohl sagen daß sie ein Stelldichein für alle möglichen Nationen ist. Sie ist das Rendezvous der Seefahrer. Sonderbar genug daß der Handel so lebhaft sein kann, während doch im Ganzen genommen die Bevölkerung so gering ist. Ich bin begierig ob Sir G. D. noch Gouverneur hier ist. Er soll ein wahrer Gentleman gewesen sein."

So sprach der Doctor noch lange fort, ohne daß Lothar auf seine Worte achtete. Sie glitten an seinen Ohren vorbei. Ganz plözlich unterbrach er den Redner mit den Worten:

„Glauben Sie daß, im Fall ich ans Land ginge, der Narr Aberney und seine Cameraden die Absicht hätten sich an meiner Person zu vergreifen?"

„Ja, so klang es als sie gestern Abend mit einander sprachen."

„So; aber die Furcht vor den unangenehmen Folgen wird sie wohl abhalten."

„Das ist wahr, und um ähnlichem Scandal vorzubeugen, haben Sie Recht daß Sie hierbleiben. Ich hatte die Absicht Sie darum zu bitten. Sie können lachen über das was Aberney und seine Freunde von Ihrem Hierbleiben denken. Sie bewahren dadurch den jungen unbesonnenen Mann davor daß er sich unglücklich macht. Das heißt edel gegen einen Feind gehandelt."

„Edel!" Lothar lächelte bitter. „Es ist schon lange her daß ich edelmüthig war. Dießmal will ich es jedoch sein." Er ließ den Doctor stehen und ging zum Chef.

Nach einer halben Stunde fragte er Wagner:

„Haben Sie Lust mit ans Land zu gehen? Da Sie noch nie in Gibraltar waren, so mag es für Sie interessant sein diesen vielbesprochenen Plaz zu sehen. Wer weiß, vielleicht finden Sie auch Gelegenheit zu neuen psychologischen Erfahrungen."

Nach einigen Augenblicken ruderte wieder eine Schaluppe von der Fregatte ab. Darin saßen Lothar und Wagner. Bei ihrer Ankunft auf dem Land reichte der erstere dem Doctor die Hand und sagte:

„Wir treffen uns um acht Uhr wieder wenn ich zur Fregatte zurückkehre. Sie müssen jezt einen der Matrosen als Wegweiser mitnehmen." Lothar entfernte sich mit raschen Schritten.

Auf den hochgewachsenen, schlanken und schönen Seeoffizier war manches strahlende Augenpaar gerichtet, während er, ganz gleichgiltig gegen die Aufmerksamkeit die man ihm schenkte, seines Weges ging. Nicht ein einziges von den Augenpaaaren die ihm folgten konnte sich rühmen den seinigen begegnet zu sein. Was waren Weiber für ihn? Nichts. Er verabscheute sie sammt und sonders, weil sie ihn daran erinnerten daß es in der Welt nur eine einzige gab die er liebte, und diese einzige hatte ihn zu einem Geächteten gemacht dem nichts Anderes mehr theuer war als das Meer, und der sein Leben nur noch hin-

schleppte weil er die Schuld seiner Väter verwischen wollte.

Lothar ging direct auf das Hotel N. zu. Die großen Säle wimmelten von Leuten und um die kleinen Tische hatten sich verschiedene Gruppen niedergelassen um Zeitungen zu lesen oder sich zu besprechen.

Lothar warf einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft, aber es war nicht ein Einziger da der die Uniform der schwedischen Flotte trug. Er ging durch den großen Saal und in eins der Seitenzimmer das leer war; dort ließ er sich mit einigen Zeitungen an einem Tisch nieder. So verfloß eine ganze Stunde, als er plözlich einige Stimmen hörte die schwedisch sprachen. Lothar blieb unbeweglich sizen, indem er dachte:

„Ich will hier bleiben bis sie sich einen Plaz gewählt haben."

In diesem Augenblick traten drei Offiziere der Fregatte in das Zimmer wo Canitz saß. Er hatte seinen Rücken der Thüre zugekehrt und machte nicht die mindeste Bewegung als sie eintraten.

„Ah sieh, da haben wir ja einen Cameraden," rief einer der Ankömmlinge.

„Nein, Du täuschest Dich, das ist kein Camerad — es ist Baron Canitz," antwortete ein anderer welchen Lothar als Aberney erkannte. Beim Klange von Tages Stimme wandte er sich um. Als er Aberney und seine Cameraden erblickte, grüßte er sie mit einer kalten Verbeugung und nahm seinen Plaz wieder ein ohne dem Gruß ein Wort beizufügen. Er rief den Kellner und verlangte eine halbe Flasche

Wein und Cigarren, worauf er ganz ruhig in der Zeitung weiter las.

Tage wurde dunkelroth vor Aerger über Lothars kalten und stolzen Gruß. Er und seine Cameraden ließen sich an einem Tisch zunächst bei demjenigen wo Lothar saß nieder. Sie begannen ganz übermüthig zu scherzen. Als der Kellner mit dem von Lothar verlangten Wein und den Cigarren kam, rief Tage:

„Bringen Sie das hieher."

Der Kellner blieb stehen und betrachtete Tage, worauf er sagte:

„Das ist der Herr der es bestellt hat."

„Thut Nichts, er kann warten!" Und damit ergriff Tage den Teller.

Ohne von der Zeitung aufzuschauen, sagte Lothar:

„Holen Sie mir andern Wein und andere Cigarren."

Der Kellner eilte hinaus.

Inzwischen hatten die drei Offiziere die kleine Weinflasche geleert, und als der Garçon zurückkam, wurde Lothars Wein aufs Neue von Tage in Beschlag genommen; auch dießmal sagte Lothar ganz ruhig:

„Holen Sie mir andern Wein."

Als der Kellner zum dritten Mal hereinkam, erhob sich Tage von seinem Plaze, sezte sich an Lothars Tisch, ihm gerade gegenüber, und sagte spottend:

„Ich vermuthe, Herr Baron, daß Sie die Absicht haben diese Flasche Wein mit mir und meinen Cameraden zu leeren."

„Noch eine Flasche Wein und drei Gläser," war

die einzige Antwort die Lothar gab, ohne von der Zeitung aufzuschauen.

„Meine Cameraden und ich," fuhr Tage fort, indem er seinen Ellenbogen auf den Tisch stemmte und Canitz mit einem höhnischen Ausdruck ansah, „finden es unhöflich von Ihnen, Herr Baron, daß Sie fortwährend lesen, während wir Ihnen unsere Absicht zu erkennen gaben mit Ihnen zu trinken. Also fort mit der Zeitung!" rief Tage und im nächsten Augenblick lag das Journal zu Lothars Füßen.

Eine Lachsalve von Seite der Cameraden erfolgte auf dieses Heldenstück. Ueber Lothars bleiche Stirn flog eine flammende Röthe, aber er blieb unbeweglich. Mit scheinbarer Ruhe streckte er die Hand aus, nahm eine Cigarre, zündete sie an und begann ganz phlegmatisch zu rauchen.

„Hat man in dem Lande woher Sie kommen so wenig Lebensart, daß man nicht zu antworten pflegt wenn man angeredet wird?" fragte Tage.

Lothar schwieg beharrlich. Einer der andern Offiziere sagte lachend:

„Zum Teufel, mein lieber Aberney, Du sprichst da von Lebensart mit einem — Russen. Du solltest doch wissen daß dieß Barbaren sind."

„Du hast Recht, und da man mit solchen Nachsicht haben muß, so will auch ich mit unserm schweigsamen Baron Nachsicht haben. Ich kann, während wir unsere Flasche leeren, ein Geschichtchen erzählen das den Baron Canitz ganz sicher interessiren wird."

Lothar schwieg und rauchte. Als der Kellner mit Wein und Gläsern kam, sagte er:

„Heben Sie die Zeitung auf!“ Dabei deutete er auf das Journal das Tage ihm aus der Hand gerissen hatte. Der Kellner überreichte es ihm, aber Lothar sagte, er solle es auf den andern Tisch legen.

„Nun, Baron, werden Sie nicht mit uns anstoßen?“ fragte Tage.

„Füllen Sie die Gläser der Herren,“ war Lothars Antwort.

„Sie müssen uns zutrinken,“ meinte Tage.

Lothar ließ sein Glas unberührt stehen.

„Ah, ich verstehe, Sie wollen zuerst meine Geschichte hören; nichts ist billiger,“ sagte Tage.

Die übrigen Offiziere ließen sich um den Tisch nieder, sämmtlich mit dem nicht sehr schönen, aber leider allzu gewöhnlichen Gefühl der Schadenfreude, wenn sie bedachten daß jezt etwas sehr Unangenehmes für die Person welche sie scheel ansahen zum Vorschein kommen würde.

Lothar behielt seine kalte Haltung, keine Muskel in seinem Gesicht verrieth die mindeste Aufregung. Er rauchte mit gleichgiltiger Miene seine Cigarre.

„Es gab,“ begann Tage, dessen ganzes Aussehen große Aufregung zeigte, „einen schwedischen Edelmann der sein Vaterland verrieth und in russische Dienste trat. Der Verrath dieses Mannes wurde von der russischen Regierung aufs Freigebigste belohnt. Er wurde ein gewaltig reicher Mann, und seine Söhne die das treulose Benehmen ihres Vaters treu nachahmten, standen in hoher Gunst bei dem Czar. Einer von diesen Söhnen hatte auch einen Sohn der in Rußland geboren und erzogen wurde. Man konnte

also erwarten daß dieser ein guter Unterthan würde; aber nein; er wurde seinerseits abfällig, und statt als ein Mann von Ehre im Dienste des Landes zu bleiben wo er geboren war, verließ er ihn in dem Augenblick wo Rußland seiner Offiziere am meisten bedurfte. Er diente zuerst in der englischen und dann in der schwedischen Flotte. — Wir genießen die Ehre diesen Ueberläufer als Cameraden zu haben; eine Ehre die jeder schwedische Offizier als Schmach betrachten sollte. Doch dieß gehört zu dem öffentlichen Leben des Mannes. Er besitzt auch eine Privatgeschichte, und diese hat noch trübere Flecken; denn der russische Apostat beging während seines Aufenthalts in Finnland ..."

Bei dem Worte Finnland fiel Lothars geballte Faust mit einem heftigen Schlag auf den Tisch, und er heftete auf Tage einen Blick der ihn erblassen machte; aber nach einer kurzen Pause fuhr Tage fort:

„Er raubte ein unschuldiges junges Mädchen das verlobt war."

„Der Schurke!" riefen Alle.

„Ihre Gesundheit, Baron Canitz!" Tage ergriff sein Glas und erhob es. Lothar blieb unbeweglich, aber die geballte Faust ruhte noch auf dem Tisch und das dunkle Auge war fest auf Tage gerichtet.

„Nun," rief dieser, bis zur Wuth gereizt über solche Kälte, „hören Sie nicht daß ich Ihnen zutrinke?"

„Ich trinke nicht mit Narren," antwortete Lothar und richtete sich auf.

„Sie müssen trinken oder" — Tage schlug Lothar die Cigarre aus dem Mund — „oder ich sage daß

Sie ein ehrloser Schurke sind mit dem kein ehrlicher Schwede als Camerad dienen kann."

Lothar nahm langsam eine neue Cigarre, zündete sie an und sagte mit Nachdruck:

„Wir wollen doch sehen ob Sie dieß morgen zu wiederholen wagen." Er ging einige Schritte auf die Thüre zu. Tage wollte ihm nachstürzen, aber die Cameraden hielten ihn auf.

„Beruhige Dich und vergiß nicht daß Du die Uniform trägst," sagte einer von ihnen.

Inzwischen hatte Lothar das Zimmer verlassen.

„Ha, der Elende," murmelte Tage, beinahe erstickt vor Zorn, „mit welcher höllischen Kälte hat er sich nicht beschimpfen lassen, und diesem Menschen der sich so behandeln läßt, diesem Menschen soll ich untergeben sein! Der Kerl hat ja keinen Tropfen ehrliches Blut in seinen Adern!"

Alle waren dahin einverstanden daß Lothars Benehmen keine Spur von Ehrgefühl verrathe; aber eben deßhalb meinten die Ruhigeren, Aberney sei viel zu gut um sich seinetwegen zu compromittiren.

Das Resultat war der Beschluß daß Lothar bloß Prügel verdiene, aber keinen Schuß Pulver oder Degenstich werth sei. Nach diesem Urtheilsspruch wurde Tage etwas ruhiger, und man begab sich in den Billardsaal hinauf wo Tage und einige seiner Cameraden eine Parthie begannen. Alle Umstehenden folgten dem Spiel mit Aufmerksamkeit, weil Tage sich durch große Geschicklichkeit auszeichnete. Er wollte eben einen Stoß thun, als Jemand ihn bei der Schulter berührte. Er wandte sich ärgerlich gegen den unwillkommenen Störer um und war

nicht wenig überrascht, als er sich Lothar gegenüber befand.

„Sie wünschen sich mit mir zu schlagen?“ sagte Lothar.

„Ja,“ antwortete Tage.

Lothar zog seine Uhr heraus und sah darauf.

„Es ist jezt fünf, also in einer Stunde auf Neutral Ground, da wo der Korkwald beginnt auf dem Weg nach St. Rogue. Die Waffe haben Sie zu bestimmen.“

„Pistolen.“

„Haben Sie solche bei sich auf dem Land?“

„Ja.“

„Bringen Sie sie mit; aber Sie dürften zugeben daß ich eine Bedingung an unser Duell knüpfe.“

„Welche?“

„Daß es in Gegenwart unserer drei Cameraden stattfinde. Sie haben die Beschimpfung mit angesehen, sie müssen auch die Genugthuung bezeugen.“

„Ich bins zufrieden.“

„Gut, in einer Stunde also.“

Mit dem Billardspiel war es aus. Tage und seine Cameraden entfernten sich.

Wie heftig auch das Blut in unsern Adern sieden, welcher Art die Gemüthsbewegungen sein mögen die einen Menschen veranlassen einen andern zum Zweikampf herauszufordern, so findet sich immer ein Augenblick wo die Ueberlegung sich einschleicht, um ihre Stimme mitten in dem Orcan zu erheben der die Vernunft fortreißt. Dieser Augenblick tritt ein

wenn die Duellanten sich auf den Kampfplaz begeben.

Als Lothar seine Herausforderung ergehen ließ klopfte Tages Herz hoch vor Freude. Er sollte also ein für allemal von diesem verhaßten Canitz befreit werden, denn entweder mußte er selbst oder Lothar auf dem Plaze bleiben. Der Augenblick der Rache war gekommen. Er sollte das Blut seines verabscheuten Nebenbuhlers sehen. Tage konnte in seiner Ungeduld kaum erwarten bis die Stunde um war, aber als er sich mit seinen Cameraden auf den Kampfplaz begab, da war Etwas in ihm was ihm warnend zurief:

„Entweder kehrst Du gar nicht oder mit der Last eines Menschenlebens auf Deinem Gewissen zurück.“ Dieses Gewissen war bis auf den heutigen Tag schuldfrei gewesen.

Auf dem Plaze angelangt fand er Lothar vor sich. Dieser war ganz allein.

„Haben Sie keinen Secundanten?“ fragte Tage unangenehm dadurch überrascht.

„Er hat versprochen um sechs Uhr hier zu sein.“

Nach einigen Augenblicken kam Dr. Wagner. Lothar wandte sich nun an Tages Freunde, indem er mit seiner ausnehmend klaren Stimme sagte:

„Ehe Lieutenant Aberney und ich unsern Streit mit den Waffen ausmachen, wünsche ich an die Herren eine Frage zu stellen: Wer von uns Beiden hat nach Ihrem Dafürhalten den nicht sehr ehrenvollen Auftritt herbeigeführt der vor einer Stunde stattfand?“

Diese Frage rief eine augenscheinliche Verlegen-

heit hervor. Tages Freunde wollten ihm nicht gerne Schuld geben, und doch konnten sie nicht leugnen daß er der fehlende Theil gewesen. Als die Antwort auf Lothars Frage ausblieb, wiederholte er mit energischer Schärfe im Ton:

„Da meine Frage an Offiziere der schwedischen Flotte gerichtet ist, so brauche ich gewiß nicht zu fürchten daß die Antwort nicht unvollkommen unparteiisch sein werde. Ich verlange von Ihnen bloß eine Anerkennung der Wahrheit.“

„Nun wohl,“ sagte der älteste der drei jungen Männer, „wir müssen offen bekennen daß Aberney allein an dem Vorfalle Schuld ist; aber auf der andern Seite müssen wir Ihnen ehrlich sagen, Lieutenant Canitz, daß wir Aberneys Benehmen nur als eine Folge all der Widerwärtigkeiten betrachten welche er am Bord der Fregatte von Ihnen zu erleiden hatte. An seiner Stelle würden wir eben so gehandelt und Streit mit Ihnen gesucht haben um uns schlagen zu können.“

Lothar machte eine kalte Verbeugung, wie wenn man ihm etwas Verbindliches gesagt hätte.

„Hier handelt es sich nur um den Auftritt der dieses Duell hervorgerufen hat,“ versezte er, „und ich hoffe die Herren werden mir alle bezeugen daß ich dabei eine Ruhe und Kaltblütigkeit behauptete, welche dem Lieutenant Aberney beweisen mußte daß ich durchaus keinen Streit mit ihm wünschte.“

„Das geben wir zu.“

„Die Herren müssen auch gestehen daß mir dessenungeachtet nichts Anderes als eine Herausforde-

rung übrig blieb, wenn ich nicht als ein Mensch ohne Ehrgefühl vor Ihnen stehen wollte."

„Das ist vollkommen wahr."

„Nun wohl, wenn Sie jezt das zugeben, so hoffe ich daß Sie noch mehr thun werden, wenn ich der von Lieutenant Aberney erzählten Geschichte Etwas beigefügt habe was er dabei vergessen hat. — Er hat vollkommen wahr gesprochen, wenn er sagte daß mein Großvater ein schwedischer Edelmann war und das Vaterland verließ um in russische Dienste zu treten. Wahr ist ferner daß mein Vater Rußland gedient hat und daß ich selbst russischer Unterthan war; aber gänzlich falsch ist daß ich als Ueberläufer Rußland verlassen habe. Ich bin mit Erlaubniß des Kaisers aus dem Dienste dieses Landes getreten und als freier Mann nach Schweden zurückgekehrt, das ich von Jugend auf als mein Vaterland betrachtete. Liegt in dieser Handlung etwas Ehrenrühriges, so bin ich bereit sogleich aus dem Dienst der schwedischen Flotte zu treten. Ich überlasse es Ihnen selbst zu beurtheilen ob ich mich durch dieses Benehmen Ihrer Cameradschaft unwürdig gemacht habe."

„Wir sind weit entfernt dieß zu behaupten," antwortete der älteste Offizier.

„Dieß war mein öffentliches Leben wie Lieutenant Aberney sich ausdrückte. Jezt zu der kläglichen Anschuldigung als ob ich einem Andern seine Braut geraubt hätte. Niemand weiß besser als gerade Lieutenant Aberney daß dieß falsch ist. Das junge Mädchen um das es sich handelt, war von so untadelhaftem Ruf, so edel und so hochsinnig, daß der-

jenige der eine so erbärmliche Anklage gegen sie schleudert, wie wenn sie mit einem andern Mann als mit ihrem Bräutigam davon gelaufen wäre, eine verächtliche Handlung begeht und das Recht verwirkt hat für einen Ehrenmann zu gelten; besonders wenn er, wie Lieutenant Aberney, weiß daß er eine falsche Beschuldigung ausspricht. Wenn daher der Lieutenant nicht die schwedische Uniform trüge, so würde ich mich nicht mit einem Manne schlagen wollen der seine Ehre so befleckt hat, daß er sich einer Unwahrheit bediente um auf einen Feind und ein unschuldiges Mädchen einen Schatten zu werfen. Ich duellire mich also mit Ihrem Cameraden, meine Herren, nicht mit Tage Aberney. Jetzt bin ich bereit."

In Lothars ganzem Wesen lag etwas so Edles daß es Allen imponirte. Als er aufhörte, warfen die Cameraden mißbilligende Blicke auf Tage, welcher todtenblaß, mit einem von Zorn ganz entstellten Gesichte, auf Lothar zustürzte und rief:

„Beweisen Sie daß ich die Unwahrheit gesprochen habe wenn Sie können."

„Wollen Sie das wirklich?" Lothar griff an seine Brusttasche. „Ich brauche Ihnen ja bloß den Brief Ihres eigenen Vaters zu zeigen. Es ist leicht zu beweisen daß Sie mich verleumdet haben; aber es wäre schwerer zu beweisen daß Sie die Wahrheit gesprochen haben. Und nun genug der Worte. Mögen die Kugeln, Ihrem eigenen Wunsche gemäß, diesem für Sie nicht sehr ehrenvollen Auftritt ein Ende machen!"

Lothar zog sich ein wenig auf die Seite. Der

Doctor und der älteste der Offiziere, welcher Secundant war, maßen jezt die Distanz und so weiter.

Darauf nahmen die Duellanten ihre Pläze ein. Tage hatte den ersten Schuß.

„Zielen Sie sicher," sagte Lothar mit entsezlicher Kälte, „ich tödte Sie wenn die Reihe an mich kommt."

„Ja, wenn die Reihe an Sie kommt," war Alles was Tage antwortete. Er erhob das Pistol und zielte. Aller Augen waren auf Lothar gerichtet, der mit aufrechter Haltung, hochgehaltenem Haupte und einer granitnen Ruhe in seinen Zügen sein Schicksal erwartete. Das Signal wurde gegeben, der Schuß ging los. Eine Wolke von Pulverrauch umgab Lothar, der mit unveränderter Haltung dastand.

„Sie zielen schlecht," war Alles was er sagte. Er hob die Hand mit dem Pistol und fügte hinzu: „Ich habe eine festere Hand."

Tages flammendes Gesicht wurde jezt weiß wie der Kragen um seinen Hals.

Lothar erhob das Pistol. Die Secundanten gaben das Signal und Lothar rief in demselben Augenblick:

„Die Müze herab, Lieutenant Aberney!" Die Kugel riß die Müze von Tages Kopf.

„Was bedeutet das?" rief dieser.

„Das bedeutet daß ich Ihnen das Leben geschenkt habe," antwortete Lothar und warf das Pistol weg. „Ich will mein Gewissen nicht mit Ihrem Blute beflecken."

„Aber ich nehme ein solches Geschenk nicht an," schrie Tage ganz wüthend.

„So lassen Sie uns laden und von Neuem anfangen,“ antwortete Lothar kalt. „Ich gebe Ihnen hiemit das Recht mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen; aber davon kann nicht die Rede sein daß ich nochmal auf Sie feure.“

„Ich würde Sie dazu zwingen. Begreifen Sie denn nicht daß Einer von uns auf dem Plaze bleiben muß, und sollten wir uns zulezt mit dem Kolben schlagen?“ brüllte Tage.

„Immerhin, dann werde ich bleiben; denn Nichts in der Welt kann mich bestimmen ein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen. Sie haben mich einen Ueberläufer, einen Verräther, einen Mädchenräuber genannt. Meine Ehre verlangte daß ich mich mit Ihnen schlug. Ich habe jezt unseren Cameraden (Lothar machte eine leichte Verbeugung gegen diese) bewiesen daß ich kein elender Feigling bin. Dieß war Alles was ich thun mußte; aber es gibt keine Ehre welche verlangt daß ich mich mit Ihrem Blute besudle und in Ihren Henker verwandle.“

„Sie wollen mich also in den Ihrigen verwandeln?“

„Leere Worte, Lieutenant Aberney, ziemen sich für Männer nicht. Wollen Sie mein Leben haben, so nehmen Sie es. Haben Sie die Güte, meine Herren, und laden Sie die Pistolen,“ fügte Lothar verbindlich hinzu. Niemand rührte sich vom Fleck. Der älteste der Offiziere bemerkte:

„Aberney, es ist am Besten, Du lässest das Spiel hier bewenden, denn was Du dabei erntest, wenn Du fortfährst, ist keine Ehre. Komm laß uns gehen.“

„Gehen ohne Genugthuung! Gehen ohne daß ich ....“

... „Ohne daß Sie mein Blut fließen sahen, wollen Sie sagen. Ich entferne mich ja auch ohne das Ihrige gesehen zu haben, obschon Sie mich beschimpften und beleidigten. Nun wohl, Sie besizen immerhin den Triumph daß Sie dieß ungestraft thun durften. Ich nehme nur das Bewußtsein mit beleidigt worden zu sein und Ihnen dafür das Leben geschenkt zu haben.“

Lothar griff an die Müze während er an den andern Offizieren vorüberging, und entfernte sich dann mit dem Doctor, der von dieser Scene in höchstem Grade überrascht war. Wagner hätte sein Leben darauf gewettet daß Lothar seinen Gegner niederschießen würde, weil er wußte daß Lothar ihn verabscheute. Daß er, nach solchen Beleidigungen von Tage, seinem verhaßten Nebenbuhler das Leben schenken würde, warf alle psychologischen Anschauungen des Doctors über den Haufen.

Schweigend wandelten sie bis zur Zugbrücke. Als sie diese passiren wollten, wandte sich Lothar zu dem Doctor und sagte ganz kurz:

„Sie wundern sich daß ich den Narren nicht über den Haufen geschossen habe. Geben Sie zu daß Sie darauf gerechnet haben, ich würde als sein Mörder vom Plaze zurückkehren.“

„Ich gestehe daß Ihr Benehmen mich in Verwunderung gesezt hat.“

„Um so besser. Sie werden im Verlauf der Reise noch mehr Gründe zur Verwunderung erhal-

ten. Sie haben Viel zu lernen, mein lieber Doctor, bis Sie mich ausgelernt haben."

Wiederum entstand eine lange Pause. Auch dießmal unterbrach Lothar dieselbe.

„Können Sie mir sagen ob Professor Aberney einen Bruder hat? Sie kennen ja die Familie?"

Obschon die Frage in scheinbar sorglosem Tone gestellt wurde, betrachtete der Doctor den Baron mit einem langen und prüfenden Blick bevor er antwortete. Das Gesicht des jungen Premierlieutenants blieb unbeweglich.

„Nun, Doctor, warum antworten Sie nicht?"

„Ich besann mich ob ich nicht von einem lebenden Bruder gehört habe, aber ich kann mich nicht darauf entsinnen. Ich möchte beinahe zu behaupten wagen daß der Professor allein von seinen Geschwistern noch übrig sei."

„Aber er hat doch Verwandte dieses Namens?"

„Das ist möglich, ich weiß es nicht."

„Sie waren ja vorigen Winter in Paris?"

„Ja."

„Kamen Sie nicht mit einigen Schweden zusammen?"

„Nein."

Wiederum entstand eine lange Pause die erst unterbrochen wurde als sie an den Hafen kamen.

„Gehen Sie mit an Bord?" fragte Lothar.

„Ich bleibe hier bis die Andern zurückkehren; aber warum begeben Sie sich so bald zurück?"

„Weil ich auf dem Lande Nichts mehr zu thun habe,"

Er sprang in das Boot, winkte dem Doctor und war bald an der hängenden Treppe der Fregatte.

Der Doctor schaute ihm nach, indem er in Gedanken folgenden Monolog hielt:

„Es sieht wirklich aus als ob ich alle Macht über ihn verloren hätte. Wenn er einen Augenblick in die Schlinge zu fallen scheint die ich lege, so thut er es nur, um mir und Andern zu beweisen daß er sie gänzlich zerrissen hat. — Aus dem schwachen, muthlosen Jüngling, der sich von seinen Leidenschaften beherrschen ließ und wie Wachs in meiner Hand war, ist ein Mann von Granit geworden, und zwar nachdem der harte Schlag sie zu verlieren ihn getroffen hat. Seit dem Abend wo ich ihre Flucht beinahe mit dem Leben büßen mußte, hat er nicht die mindeste Andeutung auf sie gemacht. Auf die Erklärung die ich über mein Benehmen gab hat er nicht geantwortet. Es war als ob die Erinnerung an das junge Mädchen aus seiner Seele verschwunden wäre. Heute, nach vier Jahren, ist es das erste Mal daß er einige Fragen macht die sich auf die Familie Aberney beziehen."

So lange die Fregatte bei Gibraltar blieb, verleiß Lothar sie nicht. Schweigsam und noch verschlossener als zuvor verrichtete er den Dienst für sich und Andere.

Auch Tage hatte sich sehr verändert. Die gewöhnlich so sorglosen Züge waren beinahe immer düster und wurden von keinem freundlichen Lächeln erheitert. Er entzog sich der Gesellschaft seiner Cameraden so viel wie möglich und überließ sich gänzlich seiner Erbitterung gegen Lothar, die sich nach

den Vorfällen bei dem Duell aufs Höchste gesteigert hatte. Er besaß keine Hoffnung mehr mit Worten Rache an seinem verhaßten Feinde nehmen zu können. Bedenkt man ferner daß Lothar alle dienstlichen Verrichtungen Tages fortwährend mit derselben Genauigkeit beobachtete, so ist leicht zu begreifen daß seine Erbitterung mit jedem Tage noch zunahm, zumal die Cameraden nach dem Duell Lothar mit höherer Achtung begegneten.

Es gibt Nichts was unserem Character so gründlich Abbruch thut, als wenn wir uns von unserer verlezten Eigenliebe beherrschen lassen. Hätte Tage ein einziges Mal auf die Stimme der Vernunft gehört, so würde diese ihm gezeigt haben daß Lothar bei dem Duell eine edle Selbstbeherrschung an den Tag legte die ihm Achtung einflößen mußte. Er würde dann auch sein eigenes Benehmen unparteiisch beurtheilt und nicht wie jezt gegen das Schicksal getobt haben. Ein großer Denker hat gesagt: Wenn Du von einem Leiden getroffen wirst, so suche die Ursache dazu nur in Dir selbst! Und der große Denker hat Recht. Wenn wir, statt den Fehler auf Andere zu schieben, ihn bei uns selbst suchten, so würden wir manchem Bösen zuvorkommen, was jezt dadurch erzeugt wird daß wir uns gegen diejenigen verbittern denen wir unsere Unannehmlichkeiten Schuld geben. Tage hatte sich in den Strom wilder Leidenschaften geworfen, ohne daß er auch nur einen Versuch machte auf die Stimme der Vernunft oder des Herzens zu hören.

Nach einigen Tagen lichtete die Fregatte ihre Anker und ging unter Segel. Der nächste Hafen

sollte Neapel sein. Ohne daß etwas Bemerkenswerthes eintrat, ankerte sie auf der Rhede von Neapel, und das Land wo das Feuer im Schooße der Erde und in den verborgenen Verstecken des Herzens wohnt, lag offen vor ihren Blicken.

Tage, der während der ganzen Fahrt von Gibraltar in einer düstern Stimmung gewesen, freute sich wirklich als er Italiens schöne Küsten begrüßte. Gleich den übrigen Offizieren sehnte er sich ans Land und war auch einer der ersten welche die erbetene Erlaubniß erhielten die Fregatte zu verlassen „um Neapel zu sehen und dann zu sterben."

Mit dem gewöhnlichen Uebermuth lebenslustiger junger Seeoffiziere warf er sich nebst seinen Cameraden in den Wirbel der Zerstreuungen die sich ihnen darboten. Die Tage verfloßen wie Secunden, und vergebens hätte man in Tages jezt freudestrahlender Miene Etwas von seiner Düsterkeit am Bord verspürt. Kummer und Erbitterung schienen ihm jezt fremd zu sein.

Tage war noch nie in Neapel gewesen. Alles war ihm also neu, und er dachte an nichts Anderes als sich seinen Eindrücken hinzugeben, die Vergnügungen zu genießen die ihm zu Gebot standen, und quälende Gefühle in der Fluth der Lust zu ertränken. Sein Aufenthalt auf diesem so viel besungenen Fleck der Erde glich einem trunkenen Traume. Zwei Wochen eilten dahin, als wären es zwei Tage gewesen. Tage hätte die Zeit zurückhalten, die von der Fregatte erwarteten Befehle unterschlagen und dadurch die Abfahrt von Neapel ins Unendliche hinaus ziehen mögen. Alle Freude hat jedoch ihren

Schatten, so auch die seinige. Für den Augenblick bestand er aus dem Wachdienste. Um das Maß seines Aergers darüber daß er an Bord bleiben mußte voll zu machen, war Lothar seine einzige Gesellschaft. Tage mußte also die doppelte Qual ausstehen an die Fregatte gebunden zu sein und seinem verabscheuten Feinde Gesellschaft zu leisten.

Etwas über zwei Wochen waren seit der Ankunft in Neapel verstrichen, als Lothar eines Morgens im Salon saß und Zeitungen las. Er und Tage sollten um acht Uhr die Wache übernehmen. Die Thüre zu Tages Cajüte stand offen. Einer der jüngeren Cameraden war bei ihm und Lothar hörte ganz unwillkührlich folgendes Gespräch mit an:

„Wie Schade, lieber Aberney, daß Du gestern nicht mit in San Carlo warst!“ sagte der junge Lieutenant.

„Wie so?“ fragte Tage verdrießlich. Der Gedanke an die bevorstehende Wache verstimmte ihn.

„Du hättest da, außer dem Vergnügen Rubini zu hören, das schönste Weib gesehen das mir je unter die Augen gekommen. Ach, ein solches Gesicht werde ich nie wieder zu sehen bekommen,“ seufzte der Lieutenant.

„Du kannst sie vielleicht noch mehr als einmal sehen,“ meinte Tage.

„Wie soll das zugehen? Wir können ja jeden Augenblick Befehl zur Abfahrt erhalten.“

„Nun, dann hat es auch nicht so viel zu sagen, Du bist so leicht entzückt.“

„Mag sein; aber dießmal ist der Gegenstand so außerordentlich schön, daß ich meine Epauletten da-

ran wage daß Jeder der sie sieht in Feuer und Flammen geräth."

„So! Es war wohl eine von den Sängerinnen?"

„Allerdings war es eine Sängerin, aber sie gehörte nicht zum San-Carlo-Theater. Es war Madame Dorbino."

„Ah, die vielgepriesene französische Sängerin! Sie ist also hier?"

„Ja, da ich sie gesehen habe."

„Du hörtest sie singen? Ich muß ..."

„... auf Deinem Plaze bleiben," fiel der Camerad lachend ein.

„Bis auf Weiteres, ja. Hat sie wirklich eine so schöne Stimme, wie man glaubt?"

„Hör einmal, lieber Freund, Du mußt schlaftrunken sein, da Du meine Worte nicht verstehst, obschon ich in ganz gutem Schwedisch mit Dir spreche. Ich habe mich jezt schon lange damit geplagt Dir klar zu machen daß sie nicht aufgetreten ist, sondern sich nur als Reisende in Neapel aufhielt, und daß ich sie im Theater sah. Sie saß in derselben Loge wie ich."

„Aber da sie nicht sang, so weiß ich nicht woher Dein Entzücken kommt."

„Habe ich Dir nicht gleich am Anfang gesagt daß sie ungewöhnlich schön ist, daß sie ein Paar Augen hat die einen Menschen verrückt machen können?"

„Wirklich? Ich weiß sonst nicht wie die Augen aussehen sollten die auf mich eine solche Wirkung ausüben könnten. Es wäre inzwischen angenehm

die weltberühmte und schöne Sängerin zu Gesicht zu bekommen."

„Dieß ist ein Glückstreffer der nicht Jedem in den Schooß fällt, und gewiß wirst auch Du von der Fortuna nicht so sehr begünstigt wie ich, selbst wenn Du sie zu sehen bekommst."

„Du Narr, Du wirst mir doch nicht weiß machen wollen daß Du . . ."

„Daß ich mit ihr gesprochen habe? Allerdings will ich das."

„Dann hast Du wohl einen Handschuh aufgehoben den sie fallen ließ, und da sie dafür dankte, so glaubst Du jezt hergehen und damit renommiren zu können daß Madame Dorbino sich einen ganzen Abend mit Dir unterhalten habe. Du bist in dieser Beziehung zu bekannt als daß ich Dir glauben könnte."

„Das gilt mir ganz gleich. Die Wahrheit ist daß ich, als ich in die Loge trat, zwei Damen und einen Herrn vor mir traf. Die eine Dame drehte bei dem Geräusch das ich machte den Kopf um. Nie habe ich ein so schönes Gesicht oder solche Augen gesehen. Sie betrachtete mich aufmerksam; aber um mich streng an die Wahrheit zu halten, muß ich gestehen daß ihre Musterung meiner Person eigentlich meiner Uniform zu gelten schien. Nachdem sie dieselbe gehörig in Augenschein genommen, flüsterte sie der andern Dame einige Worte zu, worauf diese einen flüchtigen Blick auf mich warf und auf französisch antwortete:

„Er gehört zur schwedischen Flotte."

„Die Musik begann. Gott allein weiß was sie sangen. Ob sie sangen oder wie sie sangen, ich weiß

es nicht. Rubini, Monzocchi, Alles war vergessen; denn ich grübelte bloß über eine Möglichkeit meine schöne Nachbarin anzureden und zu erfahren wer sie sei. Nach dem ersten Act wandte sich die Dame die sie bei sich hatte gegen mich und sagte in untadelhaftem Schwedisch:

„Aus Ihrer Uniform ersehe ich daß wir Landsleute sind, und dieß veranlaßt mich zu der Frage ob Sie das liebe Schweden schon lang verlassen haben."

„Wer war glücklicher als ich! Natürlich erzählte ich wann wir von Carlskrona abgesegelt, welche Häfen wir besucht und wie lange wir uns dort aufgehalten. Zu meiner großen Verwunderung schien die schöne Dame meine Worte aufmerksam anzuhören, und dieß veranlaßte mich zu der Vermuthung daß sie ebenfalls schwedisch verstehe. In der ganzen übrigen Zeit unterhielt ich ein lebhaftes Gespräch mit meiner Landsmännin. Sie fragte Einiges über meine Cameraden an Bord. Als ich unter diesen auch Canitz nannte; machte die schöne Zuhörerin eine heftige Bewegung und rief den Namen Canitz. Dann fragte sie mich auf französisch, woher dieser Canitz sei.

„Er ist ein ehemaliger Russe," antwortete ich, „und vor zwei Jahren in schwedische Dienste getreten."

„Und heißt Lothar Constantin?" fragte sie mit einer Stimme welche zitterte.

„Sie wandte sich von mir weg und schenkte dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Nach der Vorstellung fragte ich meine Landsmännin ganz kühn

mit wem ich die Ehre gehabt hätte zu sprechen. Sie antwortete lächelnd:

„Meine Freundin hier ist Madame Dorbino, deren Namen Sie sicherlich aus den Journalen kennen gelernt haben. Wer ich bin, sollen Sie erfahren wenn wir uns in Stockholm treffen.“

„Ich verbeugte mich; Madame Dorbino nahm den Arm des Cavaliers, und ich stellte mich um sie vorbeigehen zu sehen; aber sie wandte mehr als einmal ihr bezauberndes Gesicht gegen mich und fragte:

„Wie lange bleibt die Fregatte Carolina in Neapel?“

„Das ist unbestimmt, Madame, sie wartet auf weitere Ordre.

„Sie nickte mit dem Kopf und im nächsten Augenblick war die schöne Erscheinung verschwunden. Ich fuhr in einer ganz unglücklichen Verwirrung zurück und war fest überzeugt daß Madame Dorbino früher einmal ein Verhältniß mit Canitz gehabt habe, diesem beneidenswerthen Sterblichen, dessen Name allein schon eine so heftige Gemüthsbewegung bei ihr hervorrief.

„Was weiter? eine Sängerin hat immer eine Menge Abenteuer, und da Canitz wohl kein Heiliger gewesen sein wird, so ist es sehr wahrscheinlich daß er sich zu den Zwölftausend rechnen kann die in ihre Gunst eingezeichnet sind.“

„Vandal! man hört wohl daß Du dieses schöne und reine Gesicht nicht gesehen hast; sonst könntest Du nicht so sprechen.“

„Ach ich glaube Du sprichst von der Keuschheit einer Sängerin, eines Weibes das ihr Leben auf

dem Theater und zwischen den Coulissen zugebracht hat."

Lothar verließ den Salon und ging auf das Verdeck. Unwillkürlich dachte er an Madame Dorbino und besann sich wo er sie möglicher Weise gesehen habe, ehe sie sich bei einem Pariser oder Londoner Theater verheirathet.

Um acht Uhr übernahm Tage die Wache. Zu seiner großen Verwunderung verrichtete Lieutenant Steen den Dienst an Lothars Stelle.

Etwas später am Morgen sezte eine Schaluppe von der Fregatte aus. Darin saß Lothar. Er fährt fort um mit seiner früheren Neigung, Madame Dorbino, zusammenzutreffen, dachte Tage und schaute der Schaluppe mit neidischen Blicken nach. Der elende Pedant hat also doch Verbindungen mit Theaterdamen gehabt.

Es verdroß ihn daß Lothar just an diesem Tage ans Land ging. Seit sein Camerad ihm von Madame Dorbino erzählt hatte, war er von einem heftigen Wunsch ergriffen worden sie zu sehen, und der Gedanke daß Lothar, dieser verhaßte Lothar, unter seinen übrigen Vorzügen auch den besizen sollte ein Gegenstand des Interesses der gefeierten Sängerin zu sein, erbitterte ihn förmlich.

So verliebt ein junger Mann sein, für so unglücklich er sich halten mag, so gibt es gleichwohl Etwas was er nicht mit Gleichgültigkeit anhören kann, nämlich die Beschreibung der Schönheit einer Frau. Er kann ein noch so großer Philosoph sein,

so entsteht doch der Wunsch in ihm diejenige zu sehen deren Reize von Andern gepriesen werden. So auch bei Tage. Madame Dorbino war ein Gegenstand der seine Neugierde reizte, und zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen daß er keinen höhern Wunsch hegte als die Hartnäckigkeit los zu werden womit sein Herz an Schuldfried festhielt. Er wollte sie vergessen, aber er vermochte es nicht. Er hatte zu diesem Zweck Alles aufgeboten. Wenn die Fregatte sich in einem Hafen aufhielt, eilte Tage sich in die Arme der Vergnügungen zu werfen die sich darboten, in der Hoffnung dadurch die Erinnerung an sie zu schwächen, die er nach diesen Zerstreuungen nur noch inniger liebte. Der Name Madame Dorbino weckte in ihm den Wunsch sie kennen zu lernen. Genug, unser lieber Tage war erbittert daß Lothar die Kühnheit hatte ans Land zu gehen, während er selbst an seiner Stelle hätte sein mögen. Im Uebrigen war ihm der Verdruß erspart mit Lothar auf der Wache sein zu müssen.

Tage spazierte mit großer Ungeduld auf dem Verdeck hin und her und quälte sich mit allen möglichen unangenehmen Betrachtungen. Endlich blieb er beim Anblick eines Bootes das sich der Fregatte näherte stehen. Ob es wohl anlegen wollte?

Nachdem der Ruderer seine Frage nach dem wachhabenden Offizier mehrere Male wiederholt hatte, verstand Tage ihn endlich und erklärte in schlechtem Italienisch daß er es sei. Ein Brief wurde überreicht. Tage empfing ihn und betrachtete aufmerksam die Adresse. Sie lautete an Lothar. Aber nicht der Name des eleganten Billets war es was Tages

Blicke fesselte; nein, es war die zierliche Handschrift. Sie kam ihm zu bekannt vor als daß sein Herz bei diesem Anblick nicht stärker gepocht hätte. Er wandte das Billet um und betrachtete das Siegel. Ein heftiges Zittern überkam ihn. Er starrte das Siegel an wie wenn es den Tod enthalten hätte, und gleichwohl stand nur ein Name darin.

„Und wenn es Leben und Ehre gälte, so muß ich wissen was dieser Brief enthält," dachte Tage. „Ich muß Gewißheit haben. O wenn der Elende mich betrogen hätte, dann . . . . dann . . ."

Das Siegel wurde erbrochen. Mit Fiebergluth im Blute durchlas Tage die wenigen Zeilen. Ihren Inhalt werden wir später erfahren.

Inzwischen wandelte Lothar die lange Strada Tribuna hinan bis ans Ende der Toledostraße, ging am Schlosse vorbei, nach Santa Lucia hinaus in die Restauration der Reisenden und trank dort eine Flasche Vino Greco, während er die Aussicht auf Soma und den Vesuv betrachtete. Aus seinen Gedanken über dieses Gemälde wurde er durch eine Stimme geweckt die ihm auf französisch zurief:

„Welche freudige Ueberraschung Sie zu treffen, bester Canitz!"

Lothar wandte sich um und erkannte seinen ehemaligen Cameraden auf der russischen Flotte, Grafen Gurtzkow. Nachdem man einige verbindliche Worte gewechselt und Neues und Altes besprochen hatte, ruderten die beiden jungen Männer auf den herrlichen Golf hinaus.

Abends beschloßen sie in das San-Carlo-Theater zu gehen. Als Gurtzkow und Lothar in ihre Loge traten, war der Saal beinahe gedrängt voll. Ersterer musterte mit größter Genauigkeit jedes Gesicht, bezeichnete Lothar verschiedene Damen die er besonders schön fand und scherzte über die Aufmerksamkeit die einige bezaubernde Neapolitanerinnen dem schwedischen Seeoffizier widmeten.

Die Ouverture wurde gespielt; der Vorhang ging in die Höhe und der erste Act war zum größern Theil vorüber, als die Loge neben derjenigen wo Lothar und sein russischer Freund saßen geöffnet wurde. Lothar achtete nicht darauf, so sehr war er in Rossinis Musik versunken. Gurtzkow dagegen, der mehr das Schöne in den Formen als in den Tönen bewunderte, faßte Lothar am Arm und flüsterte:

„Haben Sie gesehen welche schöne Dame in die Loge daneben eingetreten ist?"

Lothar zuckte ungeduldig über die Störung die Achsel; aber in demselben Augenblick sagte eine frische melodische Stimme ganz nahe bei ihm auf französisch:

„Ach ich sagte es doch voraus daß wir zu spät kommen würden."

Obschon dieß ganz leise geflüstert wurde, so machte doch der Ton der Stimme daß Lothar zusammenfuhr. Er beugte sich schnell vor um seine Nachbarin in Augenschein zu nehmen. Zwei Damen in eleganter Toilette befanden sich nebst einem Herrn in der Nebenloge. Diejenige deren Stimme einen so lebhaften Eindruck auf Lothar gemacht, hatte ihm den Rücken zugekehrt.

„Wie Schade daß ich die Arie im ersten Act nicht zu hören bekam!“ bemerkte sie.

„Ist es meine Schuld?“ fragte der Cavalier. Auch er sprach französisch.

„Das behaupte ich nicht; aber . . .“

„Sie möchten mir doch gerne die Schuld aufladen.“

„Still, hören wir dieses Trio an.“ Die Dame lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Lothar drückte sich tiefer in die Ecke seiner Loge, aber seine Blicke hingen an dem schönen Nacken der Nachbarin fest, wie wenn er durch dieses hartnäckige Fixiren sie zwingen wollte sich umzuwenden, inzwischen gehörte sie offenbar nicht zu den Sensitiven und blieb daher unbeweglich.

Während des ersten Zwischenactes fragte der Cavalier die Dame:

„Nun Madame, wie gefällt Ihnen die Signora S.? Ihre Stimme hat einen ungewöhnlichen Umfang.“

„Sie gefällt mir recht gut,“ lautete die Antwort.

„Sie sind so gedankenvoll. Sie scheinen sich nicht zu amüsiren?“

„O doch, aber man kann nicht immer heiter sein.“

„Sie waren seit der Absendung dieses Briefes bei schlechter Laune.“

„Das ist ein Irrthum. Wenn ich gedankenvoll bin, so kommt es daher daß mein Herz von einer lebhaften Sehnsucht nach dem Vaterland ergriffen ist,“ sagte die Dame mit einer eigenthümlich schwermüthigen Betonung.

Lothars Herz stand still. Er wagte kaum zu

athmen, um nicht einen einzigen Ton von dieser Stimme zu verlieren die eine ganze Welt von Gefühlen in seinem Innern hervorrief.

„Sie wollen doch nicht nach dem kalten Norden zurückkehren?“ sagte der Cavalier und beugte sich näher zu ihrem Stuhl, als wollte er seine Frage mit einem zärtlichen Blick begleiten.

„Später vielleicht; was weiß ich? Doch lassen wir das!“

Das Gespräch ging jezt zur Musik über.

Lothar hatte sich in den dunkelsten Winkel seiner Loge zurückgezogen.

„Ich muß dieses Weib sehen,“ dachte Lothar, „ich muß mich überzeugen . . . und wenn es so wäre, was dann . . . ich habe ein heiliges Gelübde gethan daß ich mich ihr niemals nähern, daß ich nie einen Versuch machen wolle unsere Lebensbahnen zusammenzuführen. Im Uebrigen ist sie dann frei? Besizt nicht ein Anderer Rechte über sie von denen ich nicht einmal zu träumen gewagt habe? — Sie ist vielleicht verheirathet! — Ha dann wäre es besser wir hätten uns nie wieder gesehen! Was wünsche ich eigentlich! — Sie zu sehen und dann — zu sterben.“ Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne.

Das Schauspiel war vorüber. Gurtzkow und Lothar verließen sogleich ihre Pläze, der erstere voll Verlangens einen Schimmer von der schönen Nachbarin zu erblicken, die ihm die ganze Zeit über so hartnäckig den Rücken zugewendet hatte.

An die Wand in der Galerie gelehnt, war Lothars Blick gänzlich verdeckt von Gurtzkow, der sich vor ihn

gestellt hatte. Jezt wurde die Loge geöffnet. Der Cavalier trat zuerst heraus, wandte sich um und bot den Damen die Hand um ihnen zu helfen. Erstere war eine junge Dame, von mehr originellem als schönem Aussehen; die zweite dagegen besaß so regelmäßige Züge, daß man sie ohne Uebertreibung eine Schönheit nennen konnte. Gurtzkows stiller Bewunderungsruf sauste an Lothar vorbei, ohne daß er auch nur einen Laut davon hörte. Obschon Lothar sich auf den ihm bevorstehenden Anblick vorzubereiten suchte, so wurde er doch so gewaltsam davon erschüttert daß er ganz bewußtlos, mit wildstierenden Blicken auf die bildschönen Züge, gegen die Dame zutrat. Seine Lippen öffneten sich um einen Namen auszusprechen; aber einen Augenblick darauf zog er sich wieder zurück, drückte seine Müze tief in die Stirne und stüzte sich bebend an einen Pfeiler.

Gurtzkow war zu sehr von der Betrachtung des Gegenstandes seiner Bewunderung in Anspruch genommen als daß er das sonderbare Benehmen seines Begleiters beobachtet hätte. An ihnen vorbei strömte eine Masse von Menschen und mit ihnen die Damen und ihr Cavalier, ohne daß Jemand auch nur einen Blick auf Gurtzkow oder Lothar geworfen hätte. Ersterer ging mit dem Strom, aber der leztere blieb wie vom Blize getroffen stehen.

Am folgenden Morgen, als Lothar in den Salon auf der Fregatte hinaustrat, fand er Tage allein dort sizen. Bei Lothars Anblick erhob er sich und

ging überrascht von dem bleichen und verstörten Aussehen des Cameraden auf ihn zu. In jedem Zuge Lothars stand deutlich zu lesen daß er einen sehr schweren und schmerzlichen Kampf gekämpft hatte. Als Lothars Augen auf Tage fielen, funkelte es darin. Sie betrachteten einander einige Secunden lang mit düstern Blicken; endlich brach Tage das Stillschweigen.

„Ich habe Ihnen einen Wunsch vorzutragen, Herr Lieutenant," sagte er mit einem vergeblichen Bemühen seine Stimme ruhig zu machen.

„Und der lautet?"

„Ich möchte eine Besprechung unter vier Augen mit Ihnen haben."

Lothar sah sich im Salon um und antwortete kalt:

„Wir sind ja allein."

„Nicht hier, wo wir von all diesen spähenden Augen und lauschenden Ohren umgeben sind, kann die Besprechung stattfinden die ich wünsche. Nein, was darin verhandelt werden soll, das darf außer Gott und uns Beiden Niemand hören."

„Es scheint mir als ob Sie und ich einander Nichts mitzutheilen hätten," versezte Lothar hochfahrend. „Wir haben in Gibraltar abgeschlossen."

„Sie täuschen sich; denn ich habe Ihnen wirklich Etwas anzuvertrauen was Sie hören müssen; deßhalb verlange ich von Ihnen ein Rendezvous um fünf Uhr bei Pozzuoli."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Dann" — Tage trat ihm einen Schritt näher, ballte seine Fäuste und sprach mit gedämpfter

Stimme — „dann werden Sie mich zu einem Extrem treiben.“

„Aber Sie wissen, Lieutenant Aberney, daß ich mich mit Ihnen nicht schlagen will und nicht schlagen werde. Es gibt Nichts was mich veranlassen kann auch nur ein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen.“

„Es handelt sich hier um kein Duell, sondern nur um eine Besprechung. Was Sie nach derselben unternehmen wollen ist eine andere Frage. Sie fürchten wohl ein tête-à-tête mit mir nicht?“

„Daß Furcht mir fremd ist, dürften Sie bezeugen können; da es für mich Ehrensache ist den Wunsch eines Feindes zu erfüllen, so werde ich mich bei dem Rendezvous einfinden.“ Lothar verließ den Salon.

Tage sah ihm nach und murmelte:

„Ha, Vermessener, jezt — jezt kommt die Reihe an mich Dir all das Böse zu vergelten das Du mir zugefügt hast.“ Tage fuhr mit einer Bewegung verzweifelten Schmerzes über seine Stirne, während er seinen stillen Monolog also fortsezte: „Um mich rächen zu können, habe ich den Muth gehabt die brennende Sehnsucht zu opfern die mich seit mehreren Jahren verzehrt. Ich brauche bloß nach Castellamare zu gehen um sie zu stillen, und dennoch thue ich es nicht. Warum? Darum weil ich den Elenden zermalmt sehen muß. Ha! wenn er in ohnmächtiger Verzweiflung und Wuth seine Hände ringt, dann habe ich Etwas von der Strafe vollzogen die ich ihm für Alles schulde was er mir geraubt hat. Jezt

will ich ihm sein Glück entreißen und mich dann an seinem Schmerze weiden."

Die Glocke des Apostelthurmes verkündete den Einwohnern Neapels daß es fünf Uhr war, als Lothar sich in Pozzuoli einfand.

Auf der Schwelle eines kleinen Hauses stand Tage. Er beantwortete Lothars stumme Begrüßung mit einem Griff an seine Müze, dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, eine schmale Treppe hinan die in den obern Stock führte. Lothar folgte ihm schweigend. Sie traten in ein Zimmer das mit einem einzigen Fenster versehen war. Tage schloß die Thüre sorgfältig und steckte den Schlüssel in seine Tasche, ein Manöver das Lothar nicht beachtete. Er war an das Fenster getreten, warf einen Blick auf die Gegend hinaus und blieb eine Weile so stehen. So verfloßen einige Augenblicke, worauf er sich umwandte. In einen kleinen Sopha zurückgelehnt saß Tage, die Stirne mit seiner Hand bedeckend.

„Ich habe schon lange gewartet daß Sie mit der Mittheilung beginnen würden um derenwillen Sie mit mir zusammenzutreffen wünschten," sagte Lothar. „Aufrichtig gesprochen, ich wünsche daß Sie einem Rendezvous das für uns Beide unmöglich sehr angenehm sein kann, sobald als möglich ein Ende machen. Ueberdieß muß ich vor acht Uhr an Bord sein um die Wache zu übernehmen. Es ist also keine Zeit zu verlieren."

Bei Lothars Anrede fuhr Tage zusammen und sprang auf.

„Sie haben um acht Uhr die Wache zu übernehmen," wiederholte Tage. „Wie viel können wir nicht inzwischen erleben!" Tage ging auf Lothar zu und fuhr mit einer eigenthümlich spöttischen Stimme fort: „Sie haben beschlossen sich nie mit mir zu schlagen, es möge geschehen was da wolle, ja nicht einmal ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen. War es nicht so?"

„Allerdings."

„Sie sind sehr edelmüthig." Ein bitteres Lächeln spielte auf Tages Lippen. „Aber ich könnte meine Ehre daran sezen daß dieser Edelmuth Sie nicht abhalten wird Ihren Vorsaz zu brechen noch ehe es acht Uhr schlägt."

„Wagen Sie Ihre Ehre nicht daran, Sie könnten ihrer sonst verlustig werden," versezte Lothar mit Kälte. „Ich werde, wenn die Versuchung Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen zu stark würde, eher mich selbst tödten als von meinem Vorsaz abgehen. Lieutenant Aberney, ich weiß nicht was es heißen will mein Wort zu brechen oder mit Versprechungen zu spielen."

„Die Zukunft wird beweisen welchen Werth Ihre stolzen Worte besizen." Tage kreuzte die Arme über seine Brust. „Sie sehen wohl ein daß ich seit meinen Knabenjahren — wo Sie mir dieß da versezten" — er deutete auf die Narbe an seiner Stirne — „Sie hassen muß; daß dieser Haß durch unsere gemeinschaftliche Fahrt und die Ereignisse in Gibraltar verzehnfacht worden ist, sehen Sie wohl auch ein." Mit einem Ton gesteigerter Erbitterung fuhr er fort: „Sie wagten es mir das Leben zu

schenken, und Sie thaten es mit der höllischen Ueberzeugung daß dieses Geschenk mir verhaßter sei als zehn Tode. Ihrer Nachsicht ein Leben verdanken zu müssen dem Sie allen Werth geraubt haben, ist ein Fluch, wie ihn nur die raffinirteste Grausamkeit zu erdenken vermocht hat; und wenn ich heute wie ein treuloser Schurke handle, so sind Sie allein Schuld daran."

„Haben Sie mich hieher gebeten um mir das zu sagen?" fragte Lothar. „In diesem Fall können wir sogleich auseinander gehen. Ich habe Ihnen keine Erklärung über mein Benehmen zu geben, und hätte ich auch eine solche zu geben, so würde ichs nicht thun. Sie wären nie im Stande meine Motive zu begreifen." Lothar ging einige Schritte auf die Thüre zu.

„Bleiben Sie, Lieutenant Canitz!" rief Tage. „Sie kommen nicht von der Stelle bevor ich es will."

Lothar blieb stehen und betrachtete Tage mit einem ruhigen Blick; dann fielen seine Augen auf ein Paar Pistolen die auf dem Tische lagen. Bei ihrem Anblick trat er wieder im Zimmer vor. Ein beinahe mitleidiges Lächeln spielte auf Lothars Lippen und mit der größten Gleichgiltigkeit sagte er:

„Sie gedenken mich gefangen zu halten?" Damit sezte er sich auf den Sopha, welchen Tage verlassen hatte.

„Ja, Sie sind mein Gefangener," erwiederte Tage. „Sie betrachten die Pistolen dort auf dem Tisch. Sie sind geladen. Sie sind für Sie und für mich bestimmt. Wenn ich Ihnen mitgetheilt habe was mich zu diesem Zusammentreffen mit Ihnen

veranlaßt, so werden Sie der Erste sein der darnach greift um unsern Streit durch sie entscheiden zu lassen."

„Niemals!" antwortete Lothar bestimmt.

Tage trat an das offene Fenster und blieb lange davor stehen. Nach einer Pause, die geraume Zeit währte, wandte er sich ins Zimmer hinein und sagte in beinahe scherzendem Tone:

„Ueber uns wölbt sich Neapels schöner klarer Himmel; um uns lächelt die bezauberndste Natur; wir athmen diese mit Wohlgerüchen und Wollust erfüllte Luft, welche die Kraft besizt selbst das kälteste Gemüth in Flammen zu versezen und im trivialsten Herzen poetische Träume hervorzurufen. Nun wohl, das Alles scheint zu Liebe, zu Genuß und Freude einzuladen!"

Lothar gab keine Antwort. Er schien die Fortsezung dieser Einleitung zu erwarten. Tage hinwiederum wartete lang ob sein Camerad Etwas zu sagen hätte; aber als dieser still blieb, fuhr Tage fort:

„Und gleichwohl sind wir hier mit Gefühlen zusammen die mit den angedeuteten himmelweit verschieden sind. Sie sind hier weil Ihr Zartgefühl Ihnen verbot einem Feinde seinen Wunsch abzuschlagen. Sie sind wahrhaft artig." Tage verbeugte sich mit einem ironischen Blick auf Lothar. „Ich," fuhr er mit einem Achselzucken fort, „der ich nicht an einem kaiserlichen Hof erzogen worden bin und folglich keinen Anspruch auf Ihren feinen Tact machen kann, ich bin ganz einfach darum gekommen, weil ich Ihnen eine vertraute Mittheilung zu machen habe welche Sie, wie ich hoffe, gütigst mit einem Pistolenschuß beantworten werden."

Tage hielt inne. Man bemerkte leicht daß er das Gespräch möglichst zu verlängern wünschte.

„Lassen Sie uns eine Voraussezung machen, nämlich daß Sie eine Herzliebste besessen hätten die Ihnen durch ein plözliches und unerklärliches Ereigniß von der Seite gerissen worden wäre. Jahre sind vergangen ohne daß Sie etwas von ihrem Schicksal erfahren konnten. Sie haben sie überall gesucht ohne sie zu finden. Sie kommen nach Neapel, und an einem milden lieblichen Abend wie dieser hier, wo jeder Windhauch von Liebe und Poesie geschwängert ist, erfahren Sie daß die Geliebte in Ihrer Nähe weilt. Sie schickt Ihnen ein Billet mit der Einladung sich an einem bestimmten Plaz einzufinden. Sie wünschen beim Empfang desselben nichts sehnlicher als den glücklichen Augenblick des Wiedersehens beschleunigen zu können. Die Geliebte ihrerseits zählt die Minuten bis zu Ihrer Ankunft. Welche Welt von Seligkeit wartet Ihrer nicht bei diesem Zusammentreffen!"

Tage verstummte. Lothar war zwar etwas bläßer geworden, sonst aber zeugte sein ganzes Aussehen von der größten Gleichgiltigkeit. Tage betrachtete ihn schweigend eine lange Weile, als wollte er erforschen ob diese Einleitung nicht eine empfindliche Saite in der Seele seines Feindes berührt habe; aber da Lothars Gesicht seine granitne Ruhe beibehielt, fuhr Tage fort:

„Stellen Sie sich vor daß das Weib das Sie am meisten auf Erden lieben Sie mit unruhig klopfendem Herzen erwartet, und daß Sie selbst Jahre Ihres Lebens darum geben würden um zu ihr zu

eilen: daß Sie aber von Jemand auf einem Plaz gefangen gehalten würden der weit von demjenigen abliegt wo sie mit Ihnen zusammenzutreffen wünscht, gerade wie ich Sie jezt gefangen halte; was würden Sie dann gegen Denjenigen unternehmen der Sie von dem Glück und ihr trennte?"

Ein heftiges Zucken in Lothars Brauen und ein Bliz aus seinem Auge gaben zu erkennen daß Tage dießmal einen schmerzlichen Punkt in seinem Herzen berührt hatte; aber mit beibehaltener äußerer Ruhe antwortete er:

„Ich würde gegen diesen Jemand gar Nichts unternehmen."

„Wirklich? Sie sind von einer seltenen Kaltblütigkeit. Was würden Sie mir antworten wenn ich zu Ihnen sagte: Schuldfried ist in Neapel?"

Tages vor Eifersucht funkelnde Augen nahmen mit Schadenfreude wahr daß Lothar beim Namen Schuldfried zusammenzuckte, wie wenn man ihn mit einem glühenden Eisen berührt hätte.

„Ich würde antworten daß ich es wisse," sagte Lothar düster.

„Sie wissen es?" rief Tage leidenschaftlich und stürzte auf ihn zu. „Sie haben sie also gesehen?"

„Ja."

Es erfolgte eine Pause, während welcher die beiden Cameraden die Herzschläge von einander hätten hören können.

„Sie haben sie also getroffen?" war das Erste was Tage wie zermalmt stammelte, worauf er sein Gesicht in seine Hände lehnte.

Lothar schwieg. So vergingen einige Minuten.

Tage erhob sein gesenktes Haupt und sagte langsam mit starker Betonung:

„Sie wissen also auch daß Schuldfried ein Gespräch mit Ihnen wünscht, oder ist vielleicht ..."

Lothar sprang auf.

„Was sagen Sie: Wünscht Schuldfried mich zu treffen? Wann und wo? Sprechen Sie sogleich!"

Ein Strahl wilder Freude flog über Tages Gesicht und höhnisch antwortete er:

„Das hoffen Sie von mir zu erfahren? Sie wird es Ihnen wohl selbst gesagt haben wo und wann sie für Sie sichtlich ist."

„Lieutenant Aberney," sagte Lothar mit gedämpfter ruhiger Stimme, obschon seine Brust sich unruhig hob; „Sie haben einen mir theuern Namen und Ihre Kenntniß von ihrem Aufenthalt in Neapel benüzt, um mit meinen heiligsten Gefühlen ein wahrhaft unwürdiges Spiel zu treiben. Ist dieß eine Rache die Sie an mir nehmen wollen, so erkläre ich dieselbe für ärmlich und unedel. Sie wollten den Triumph haben mit den empfindlichsten Saiten meines Herzens zu spielen, und ich war thöricht genug auch nur eine Secunde lang zu glauben daß Wahrheit in Ihren Worten liege." Lothar schöpfte tief Athem.

„Sie glauben ich scherze?" Tage sah Lothar an. „Betrachten Sie mich und sagen Sie: Sehe ich aus als ob ich scherzte? Sie sagen ich wolle eine ärmliche Rache nehmen, indem ich mit Ihren heiligsten Gefühlen s p i e l e. Nein, ich spiele nicht, ich strebe nicht nach einem so nichtigen Triumph wie Sie andeuten. Ich will weit mehr." Er griff in seine

Brieftasche. „Schon seit vier Uhr hat Schuldfried in Castellamare auf Sie gewartet. Sehen Sie hier den Beweis."

Er überreichte Lothar den erbrochenen Brief. Beim ersten Blick darauf schoß das Blut in Lothars bleiches Gesicht. Er riß den Brief an sich und las:

„Nachdem Schuldfried beinahe vier Jahre lang für Alle die sie einst lieb hatten wie todt gewesen, fragt sie Lothar heute ob er sich ihrer erinnere? Ist Schuldfried Lothars Herzen noch theuer, so kommen Sie um fünf Uhr nach Castellamare, wo Schuldfried bis sieben Uhr auf Sie warten wird. Kommen Sie da nicht, so weiß ich daß Sie sie vergessen haben, und daß nicht einmal so viel Interesse mehr in Ihrer Seele übrig ist daß Sie zu erfahren wünschten welche Schicksale das finnische Mädchen seit seinem plözlichen Verschwinden durchgemacht hat. Wir werden uns dann nie wieder treffen. Soll Schuldfried von Neapel abreisen ohne Sie wieder gesehen, ohne Lothars Verzeihung für das Leid erhalten zu haben das sie ihm einst zugefügt? Der morgende Tag wird Antwort bringen auf diese Fragen für

„Neapel den . . . .

„Schuldfried."

Als Lothar diese Zeilen gelesen hatte, ergriff er Tage bei den Schultern und rief in entsezlichem Zorn:

„Elender, was hast Du gethan!"

„Ich habe mich gerächt und nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr."

Lothar schleuderte Tage buchstäblich auf die Seite

und sprang ans Fenster vor. Augenblicklich warf sich jedoch Tage zwischen dieses und Lothar und sagte mit gräßlichem Spott:

„Im Fall Sie Lust haben aus dem Fenster zu springen, so sind zwei Hindernisse vorhanden: erstens daß Sie die Beine brechen und zweitens daß ich es nicht erlaube. Ich bin jezt kein Kind mehr wie damals als Sie Schuldfried zwingen wollten zu singen. Ich bin ein Mann mit eben so starken Muskeln wie Sie geworden, und so lange ich eine einzige davon bewegen kann, werden Sie nicht aus diesem Zimmer kommen. Im Uebrigen ist die Zeit abgelaufen, es ist sieben Uhr. Schuldfried weiß jezt daß Sie sie vergessen haben, daß Sie kein Interesse mehr für sie hegen."

Ein gedämpfter Verzweiflungsruf entfiel Lothar. Die Adern auf seiner Stirne schwollen und jeder Zug in seinem Gesichte verrieth einen gewaltsamen Kampf in seinem Innern. Er stürzte auf den Tisch zu und riß eines der Pistolen an sich.

„Endlich," rief Tage und ergriff das andere; aber es bedurfte bloß dieses Ausrufes um Lothar zur Besinnung zurückzurufen; denn augenblicklich ging der Schuß los. Lothar hatte in die Luft gefeuert, dann schleuderte er das Pistol zum Fenster hinaus und sagte mit dumpfer Stimme:

„Sie haben wie ein niederträchtiger Schurke gehandelt, und deßhalb habe ich mich jezt von der Versuchung befreit Sie zu tödten, wie Sie verdient hätten." Er drückte die Hand an die Stirne als wollte er die wilden Gedanken zum Gehorsam gegen den allmächtigen Willen zwingen.

Tage starrte seinen Nebenbuhler an und war beinahe betäubt von dessen Benehmen. Endlich sagte er, indem er das Pistol zurücklegte:

„Schuldfried wird nie vergessen daß Sie ihr diese Besprechung verweigert haben. Ha! ich bin gerächt, vollkommen gerächt.“ Er lachte höhnisch.

„Hätte man mir gesagt: Du darfst Dich mit Schuldfried eine Stunde besprechen, aber für diese Stunde verlange ich Dein Leben, so würde ich es ohne Bedenken geopfert haben. Sie, der Sie mir dieses Glück gestohlen, Sie haben es ungestraft thun können. Ha! wenn Sie noch so viele Leben besäßen, so könnten Sie mir diesen Augenblick nicht vergelten. Warum ich Sie und mich selbst nicht getödtet habe, begreife ich nicht.“

„Ich auch nicht,“ murmelte Tage. „Welchen Werth hat das Leben für mich? Sie — und nicht mich — hat sie zu einer Besprechung eingeladen. In diesem Bewußtsein liegt eine Hölle die nur durch Ihre Gefühle in diesem Augenblick, so wie durch Schuldfrieds Demüthigung und Schmerz, wenn sie findet daß sie nichts für Sie ist, aufgewogen werden kann.“

Lothar ging auf Tage zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit Nachdruck:

„Oeffnen Sie die Thüre wenn noch ein Tropfen ehrlichen Blutes in Ihnen ist. Zwingen Sie mich nicht sie zu sprengen; ich muß hinaus.“

„Ja, Sie müssen hinaus; ja wahrhaftig, denn es ist jezt ein Viertel auf acht. In drei Viertelstunden müssen Sie die Wache übernehmen.“ Tage lachte wieder. „Sprengen Sie die Thüre, Sie

kommen dennoch zu spät. Herr Lieutenant, jagen Sie sich jezt eine Kugel durch den Kopf, Sie haben Ihren Dienst versäumt."

Lothar riß seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf, faßte Tage um den Leib und schleuderte ihn auf den Boden, sprang dann empor und zum Fenster hinaus ohne sich um die Folgen zu bekümmern.

Es war ein gewagter Sprung, aber ein Seemann fragt nichts nach der Gefahr. Als Tage sich aufgerichtet hatte, stürzte auch er ans Fenster und sah jezt Lothar wie einen Narren nach dem Ufer springen.

Du glaubst vielleicht, meine liebe Leserin, er sei nach Castellamare geeilt um wo möglich eine Spur von Schuldfried zu finden. Nein er eilte wohin die Pflicht ihn rief. Beim Gedanken daß er, Lothar, ein Dienstvergehen verschuldet haben sollte, kochte sein Blut, und während er mit aller Kraft forteilte, war es ihm als ob die wilde Jagd in seinem Hirn ihn verrückt machen sollte. Lothars unbändiger Stolz empörte sich gegen den Gedanken daß er seine Pflicht versäumen könne. Noch hatte er drei Viertelstunden vor sich; noch besaß er fünf und vierzig Minuten. Ich muß an Bord der Fregatte sein ehe diese verstrichen sind, dachte er.

Als er an die Chaja kam, fand er alle Boote festgebunden. Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth, wenn er bedachte wie kostbar die Minuten waren und daß sie keine Ueberlegung gestatteten.

„Ich muß auf der Fregatte sein ehe es schlägt, oder ich werde mich als entehrt betrachten!" Damit stürzte sich Lothar ins Wasser. In demselben

Augenblick legte die Schaluppe die ihn beim Land erwartet hatte, bei der hängenden Treppe der Fregatte an.

„Ist der Premierlieutenant dabei?“ fragte der wachehabende Offizier.

„Nein,“ lautete die Antwort.

„Nicht! Nicht? Und es ist schon drei Viertel auf Acht.“

„Dießmal scheint er sich zu vergessen,“ meinte einer der Offiziere.

Fünfzehn Minuten besaß also Lothar um seine Ehre zu retten. Wenn er sechszehn ausblieb, so war dieselbe nach seinen Begriffen befleckt.

Der bedeutungsvolle Schlag ertönte. „Ist der Premierlieutenant Canitz da?“ wurde gefragt. Die Lippen der Anwesenden öffneten sich zu einem Nein, als eine klare Stimme antwortete:

„Hier bin ich!“ Lothar stand auf dem Verdeck; zwar triefend von Wasser, aber mit beibehaltener Würde und beschüzt von der Dunkelheit.

Die Nachtwache hatte begonnen. Der Capitän und alle übrigen Offiziere kamen später am Abend an Bord. Die Fregatte hatte Befehl zum Absegeln erhalten, und zwar war die Fahrt auf nächsten Morgen in aller Frühe festgesezt.

Die italienische Nacht hüllte Meer und Land in die Falten ihres dunkeln Mantels. Alles war so still. Die warme Luft erfüllte das Herz mit Sehnsucht oder Wehmuth. Nur die Tritte der Nachtwache auf dem Verdeck unterbrachen die vollständige Stille die herrschte. Lothar stand da und starrte in die Finsterniß hinaus — seine Brust

hob sich unruhig — da drinnen war es Nacht, aber eine Nacht voll von heftigen Stürmen und bittern Kämpfen. Ein verzweifelter Schmerz raste in ihm bei dem Gedanken an das Unheil das Tage gestiftet. — Schuldfried, sie die er inniger als sein Leben und seine Wohlfahrt geliebt, hatte ihn gerufen, und er hatte dem Ruf nicht Folge geleistet. Lothar begriff selbst nicht woher er die Gewalt über seinen Zorn gewann so daß er Tage nicht auf der Stelle tödtete. Zum ersten Mal verfluchte Lothar seinen Dienst und die grausame Nothwendigkeit die ihn zwang auf das Schiff zurückzukehren, während er ganz Neapel hätte durchsuchen mögen, um sie wieder zu finden.

Im Frieden der Nacht wurden die stürmischen Gefühle von traurigen und bittern abgelöst. Seine Eifersucht gegen Tage, die bisher seinen ganzen Unwillen dictirt, hatte sich in eine namenlose Erbitterung, eine stolze Verachtung verwandelt. Tage hatte Lothar den größten Schmerz bereitet den Jemand ihm verursachen konnte und sich dadurch gleichsam außer den Bereich aller kleinlichen Verfolgungen gestellt. Die Wunde die er Lothar geschlagen hatte, war zu groß um in Tages Demüthigung eine Linderung finden zu können.

Sein Blick richtete sich in der dunkeln Nacht auf Neapel. Dort — dort konnte er sie wieder finden. Er brauchte bloß über dieses Wasser zu rudern das ihn vom Lande trennte, nach Castellamare zu gehen, sie aufzusuchen und ihr zu erklären was ihn am Kommen verhindert hatte; Alles wäre damit versöhnt gewesen; aber er war an das Verdeck der

Fregatte gefesselt, und als der Tag kam um die Nacht abzulösen, so hatte das Schiff sich von Neapel entfernt und ihn vielleicht auf ewig von Schuldfried getrennt.

Wäre Lothar vor vier Jahren in diese Lage versezt worden, so hätte er Dienst und Ansehen über die Klinge springen lassen. Er hätte Tage getödtet und lieber sich selbst ins Unglück gestürzt als Etwas unversucht gelassen um Schuldfried wieder zu sehen. Liebte er sie also jezt weniger? Nein, aber er war ein Mann geworden der das Gefühl mit seinem Willen zügelte, der die bittersten Prüfungen, die härtesten Schläge welche das Schicksal ihm zuschickte, mit aufgerichtetem Haupte ertragen konnte. Ueber seine Handlungen, über sein ganzes Leben hatte er Pflicht und Ehrgefühl zu Wächtern gesezt.

Der Morgen kam und die Fregatte hatte Neapels schöne lachende Ufer hinter sich.

Auf einer der Kanonenlucken der Batterie stand Lothar und folgte mit schwermüthigen Blicken der einst so theuern Woge die ihn jezt von dem Einzigen trennte was er auf Erden liebte. Wann und wo sollte er Schuldfried wieder finden? Vielleicht niemals. Lothar fühlte sich versucht dasselbe Meer zu verfluchen mit dem er sich vor Kurzem noch vermählen zu können gewünscht hatte. O du ewig unbeständiges Menschenherz worin Liebe und Abscheu so leicht wechseln!

„Ich habe den Auftrag erhalten Ihnen, Herr Baron, diesen Brief zu überreichen,“ sagte eine Stimme hinter Lothar. Er wandte sich um; es war

Dr. Wagner, der ihm ein Billetchen zustellte. Schweigend nahm Lothar es entgegen. Seine Hand zitterte beinahe als er das Siegel erbrach und die wenigen Zeilen durchlas:

„Schuldfried ist also vergessen. Lothar wollte ihr keine Gelegenheit geben sich zu erklären. — Möge Gott Ihnen den Schmerz verzeihen den Sie ihr bereitet haben und möge er unsere Lebenswege nie mehr zusammenführen! Leben Sie glücklich, das wünscht Schuldfried."

Eine lange Weile blieb Lothar unbeweglich. Es war ihm als hätte Jemand mit einem glühenden Eisen die Wunde in seinem Innern berührt. Darauf fragte er den Doctor ohne sich gegen ihn zu wenden:

„Wie ist dieses Billet in Ihre Hände gekommen?"

„Ein Herr übergab es mir als ich und der Capitän in die Schaluppe stiegen, die uns gestern Abend an die Fregatte führen sollte," antwortete der Doctor.

„Wissen Sie nicht von wem es ist?"

„Nein, Herr Baron, ich habe nicht darauf gesehen, als ich es empfing."

Bei dieser Antwort wandte sich Lothar hastig um und fixirte den Doctor, der ganz ruhig seinen Blick aushielt.

Es war zwei Tage nach der Abfahrt von Neapel. Der Wind war die ganze Zeit widrig gewesen, die Fregatte war mit ihrem Kreuzen ungefähr zwei Grade südlicher gekommen. Der Aetna war sichtbar geworden, und die Fregatte hatte sich dann ostwärts

gewandt, indem sie ungefähr 6 bis 7 Knoten zurücklegte.

Es war ein finsterer, unglückverkündender Abend. Zwischen Lothar und Tage war seit der Abfahrt von Neapel kein Wort gewechselt worden. Alle Bemerkungen von Lothars Seite hatten aufgehört. Er versah seinen Dienst mit derselben Pünktlichkeit und Genauigkeit wie früher, aber ohne sich um Tages Leistungen zu bekümmern. Lothars bleiches Gesicht war noch bleicher und ernster geworden. Am genannten Abend schritt Tage, der die Wache hatte, still und düster auf dem Back umher, indem er zu den schwarzen Wolken emporschaute die über den Himmel hinjagten.

Mit einer eigenthümlichen bittern Befriedigung suchte er eine Aehnlichkeit zwischen seinem eigenen Seelenzustand und dem Sturm der bald ausbrechen sollte. Ein dumpfes Gebrumme ließ sich wie eine vorausgeschickte Warnung hören; ein Riesenseufzer hob den Busen der Woge, als hätte sie Luft eingeathmet für das Gebrüll das aus ihren Lungen ausgehen sollte.

„Gut, wir bekommen einen Kampf mit den rasenden Elementen," dachte Tage. „Ich muß dem Tod in's Weiße des Auges sehen um die Hölle in mir zu vergessen. Sturmgeheul und Donnergetöse wird meine Qualen wenigstens für den Augenblick in den Schlaf lullen."

„Wir bekommen eine schwere Nacht," sagte eine Stimme hinter ihm. Er wandte sich um; es war Lothar, der seinen Plaz auf dem Halbdeck verlassen hatte und vor ihm stand. Tage betrachtete ihn einen

Augenblick; dann wandte er ihm den Rücken und wollte weiter gehen.

„Lieutenant Aberney,“ begann Lothar von Neuem, „wir bekommen schlimmes Wetter.“

In diesem Augenblick zuckte ein Bliz aus dem Schooß der schwarzen Wolke und beleuchtete den Raum mit seiner Flamme. Darauf folgte ein Donnergetöse, als ob der Himmel einstürzen wollte, und das Meer beantwortete es mit einem wilden Gebrülle. Es war der erste Accord welchen der Herr des Sturmes bei dem jezt auszuführenden Concert anschlug, und nun kam eine Pause.

„Wir werden strenge Arbeit haben,“ sagte Lothar mit einer ungemein milden und klaren Stimme.

„Hat der Chef Sie geschickt um mir das zu sagen?“ fragte Tage höhnisch.

„Ja, Er der unser Aller Chef ist, Er der uns den Sturm schickt.“

„Verrichten Sie die Arbeit des Herrn?“

„Zuweilen; — wenigstens gehorche ich in diesem Augenblick der Einwirkung einer höhern Macht als meine Erbitterung ist auf mein Gemüth. Lieutenant Aberney, wir haben einander gehaßt.“

„Haben gehaßt; sagen Sie lieber: wir hassen, und zwar mit jedem warmen Blutstropfen.“

„Fühlen Sie in einem Augenblick wie der jezige nicht die Schwere dieses unversöhnlichen Hasses?“

„Nein.“

„Das würde beweisen daß Ihr Herz für alles Andere als Egoismus gefühllos ist. Sie haben mir das größte Leid zugefügt das irgend ein Mensch mir zu bereiten vermochte. Sie hätten mir meine Ehre,

mein Vermögen, mein Leben nehmen können, und ich würde Ihnen verziehen haben; aber mir das Einzige zu rauben was Werth für mich besaß, das war mehr als ich verzeihen zu können glaubte, und dennoch biete ich Ihnen jezt meine Hand zur Versöhnung. Im nächsten Augenblick wird vielleicht Einer von uns vor dem Thron des Höchsten stehen, und ich wenigstens will nicht mit unversöhntem Herzen vor Gottes Richterstuhl treten. Ich will nicht mit einer feindlichen Gesinnung gegen Jemand sterben."

Lothar bot Tage die Hand; dieser aber schob sie bei Seite mit den Worten:

„Im Tod wie im Leben bin und bleibe ich Ihr Feind. Wenn des Meeres Tiefe heute Nacht mein Grab wird, kann ich mir Glück wünschen daß ich dadurch von Ihrem Anblick befreit werde."

„Ich beklage Sie," war Alles was Lothar sagte; dann kehrte er auf seinen Plaz auf dem Hintertheil zurück.

Es dunkelte immer mehr; die Flügel des Sturmes schwebten über die Wellen hin. Lothar commandirte das Manöver zur Einziehung des zweiten Reffs im Marssegel.

Auf hoher See und bei starkem Wind bildet ein großes rollendes Schiff, so in der Vogelperspective gesehen, wie diejenigen es sehen die an den Rudern liegen, einen höchst eigenthümlichen Anblick, wenn es in der ringsum schäumenden See arbeitet und sich wälzt, die jeden Augenblick über den Bug schlägt und das Verdeck mit gewaltigen Wassermassen überspült. Für diejenigen die unter diesen Umständen das Segel einziehen sollen, sind die Bewegungen

sehr heftig. Sie liegen droben und schwingen sich auf eine so gefährliche Art von einer Seite auf die andere, daß sogar ein alter und geübter Matrose schwindlig werden kann.

Die See wuchs, der Sturm nahm überhand, und wenn eine Finsterniß in einer kohlschwarzen Nacht undurchdringlicher erscheinen kann als die andere, so ist es diejenige wenn ein Sturm dem einsamen Segler naht und ihn in seinen vernichtenden Schooß aufnimmt.

Ein rasselndes Getöse, wie wenn tausend Wägen auf einer gepflasterten Straße führen, wurde in der Entfernung gehört und übertönte das Brausen des Meeres; darauf kam der erste Windstoß mit einem wilden Schäumen das wie ein Schneefall Segel und Verdeck bedeckte. Darauf kam ein Bliz oder vielmehr zwanzig Blize, denn das ganze Firmament stand eine Secunde lang in Flammen. Es war Gottes Namenszeichen in dem unermeßlichen Raum. Der Sturm begann jezt ernstlich seinen schrecklichen Gesang erschallen zu lassen.

Lothar ließ den Chef in Kentniß sezen, der halb angekleidet auf's Verdeck kam und sogleich die ganze Mannschaft herauscommandirte. Im Nu schwärmten, wie die Bienen aus ihrem Korb, die Matrosen heran, einige kaum bekleidet, alle aber bereit in Regen, Finsterniß und Sturmgeheul Leib und Leben für das Schiff und für einander zu wagen. Das Ungewitter nahm auf eine furchtbare Art zu. Der Secondlieutenant ergriff das Sprachrohr. Alle Offiziere nahmen ihren Posten ein wie bei einem allgemeinen Manöver. Nicht ein einziges Licht erhellte diese

Scene. Bei den flammenden Blizen konnte man jedoch diese Gestalten mit den sehnigen Armen und den energischen Gesichtern entdecken, die bereit standen beim ersten Wort sich in das Takelwerk zu stürzen, um Brust an Brust mit dem rasenden Sturm einen Zweikampf auszufechten, wer herrschen solle, seine oder des Menschen Kraft.

Offiziere und Unteroffiziere standen mit festem Vertrauen auf einander an den Enden und fühlten und tappten umher, ob Alles klar war. An ein Sehen war nicht zu denken. Durch das Sturmgeheul und Wogengetöse ertönte die Stimme des Lieutenants:

„Entert, beschlagt das Vor- und Kreuzmarssegel!"

Bei einem blendenden Bliz sah man eine lange Reihe von Gestalten die im Wasser auftauchten. Es war als hätte das Meer seine Todten zurückgegeben, die triefend von Salzschaum ganz leise ihre Himmelfahrt anträten.

Tage, der seine Station auf dem Halbverdeck und Befehl erhalten hatte nach der Befestigung der Boote zu sehen, war zugleich mit einigen Matrosen damit beschäftigt. Auf einmal kam eine schreckliche Querwelle und schleuderte die Fregatte mit solcher Macht auf die Seite, daß einen Augenblick Alles unter einander herumtummelte. Während dieses Tumultes hörte man einen ungewöhnlichen Knall, wie wenn eine Eisenstange bricht, und darauf einen Schrei. Ehe auch nur die Hälfte der betäubten Mannschaft sich aufraffen konnte, erscholl wie tönendes Erz die Stimme Lothars mit dem Rufe:

„Ein Mann über Bord!"

Der Unglückliche war kein anderer als Tage. Er hatte sich im Sturz an einem Bootshaken verfangen und hing bereits ganz bewußtlos darin. Lothar beschloß sein Leben an die Rettung seines unversöhnlichen Gegners zu wagen. Unter tausenderlei Gefahren, wovon nur Seeleute einen Begriff haben, und zu deren Schilderung eine erfahrenere Feder als die unsrige erforderlich ist, wurden die Anstrengungen des heldenmüthigen Mannes, der auch im mißlichsten Augenblick seine Geistesgegenwart nicht verlor, endlich gekrönt.

Mehrere Stunden lang heulte und raste der Sturm noch fort; die Fregatte tauchte auf und nieder; Lothar spürte nichts von dem Peitschen des Windes, hörte sein unheimliches Gepfeife nicht; er dachte nicht daran daß er ganz durchnäßt war; nein, in seinem Innern war es so hell und friedlich.

„Mutter!“ dachte er, „Du wirst mit Deinem Sohne zufrieden sein. Jezt, Schuldfried, bin ich würdig von dir geliebt zu werden. Wer ist heute besser, der einst so tief verachtete Canitz oder dieser Tage, dem Du ihn aufopfertest? Ach! daß ich eine ganze Reihe stolzer und edler Thaten auszuführen vermöchte, um am Schluß meines Lebens sagen zu können, mein eigener Werth habe meinen Namen rein gewaschen! Die meiner unwürdige Schwäche, eine Folge meiner Erbitterung gegen ihn, ist heute Nacht im Schooße des Meeres begraben worden. Zur Sühnung der Schläge die ich ihm einst versezt, habe ich sein Leben gerettet. Ich habe es jezt gerettet, obschon mein Herz von der Wunde blutet die seine lezte Handlung mir geschlagen. Ich habe

also das Böse mit Gutem vergolten. Ich kann es wagen stolz auf mich selbst zu sein. Das Leben hat bei all seinen Schmerzen doch auch schöne Augenblicke; ein solcher Augenblick wie dieser wiegt Alles auf, und sollte der Rest meines Daseins so freudlos sein wie die Vergangenheit war."

Die Tage am Bord der Fregatte verfloßen nach dem erzählten Ereigniß, ohne daß etwas Wichtiges sich zutrug: Wachen, Exercitien, Besprechungen im gemeinschaftlichen Salon und Promenaden auf dem Verdeck oder der Batterie. Lothar war nach der Sturmnacht der Günstling aller seiner Cameraden geworden. Man wetteiferte ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Lothar selbst war sich so ziemlich gleich, still und ernst; doch erwiederte er das freundliche Entgegenkommen seiner Cameraden mit einem verbindlichen Wesen, statt seiner frühern, beinahe abstoßenden Kälte, womit er sonst alle Versuche zur Herstellung eines vertraulichen Verhältnisses abgewiesen hatte. Mit ausgesuchtem Tact bewies er daß er die Achtung die man ihm in Folge seines schönen Benehmens schenkte in ihrem vollen Werth zu schäzen wußte.

Sämmtliche Cameraden wußten um die Feindseligkeit die zwischen Lothar und Tage vorwaltete. Die Meisten kannten auch Tages Benehmen in Gibraltar. Es lag also in Lothars Handlungsweise etwas wahrhaft Edles, was seinen Cameraden einen hohen Begriff von seinem Character einflößte.

Wir klagen darüber daß die Menschheit schlecht,

daß unsere Zeit demoralisirt sei. Wir haben Unrecht. Wo immer eine gute, schöne oder großartige That ausgeführt wird, ist Alles bereit ihr Achtung, Beifall und Bewunderung zu zollen, und zwar so unbedingt daß in solchen Augenblicken selbst der Neid verstummt. Wir vergessen uns selbst um jubelnd einen ausgezeichneten Zug eines Mitmenschen zu verkünden. Wenn dieß eine allgemein giltige Regel ist, so gilt sie ganz besonders für Seeleute, bei denen Alles auf den Impuls des Augenblickes ankommt, und jede großsinnige Handlung ist Etwas was den derben Söhnen des Meeres bis in die Seele hinein wohl thut, weil ihre Herzen unverdorbener und unverkünstelter sind als bei den Kindern der Städte.

Während Alle, vom Chef bis auf den geringsten Matrosen herab, Lothar die Rettung Tages zu hoher Ehre anrechneten, litt dieser selbst am Fieber. Er wurde dadurch Tag und Nacht an sein Lager gefesselt, und sein Gemüthszustand war auch nicht geeignet die Besserung zu beschleunigen. Schon am Morgen nach der Sturmnacht erzählte ihm ein Camerad wem er seine Rettung zu verdanken habe. Diese Nachricht goß gleichsam Feuer in sein fieberheißes Blut. Marternd war ihm der Gedanke daß er gegen Canitz in einer solchen Schuld stehe.

Während er sich auf seinem Lager wälzte, drängte sich ihm unaufhörlich die bittere Vergleichung zwischen ihm selbst und Lothar auf. Die Scene in Neapel, zwei Tage vor dem Sturm, als Tage sich mit wilder Lust an dem Seelenleid erlabte das er seinem verhaßten Nebenbuhler bereitet, trat anklagend vor sein Gedächtniß. Seine unedle Handlungs-

weise damals, seine gehässige Erklärung als Lothar ihm die Hand zur Versöhnung bot, Alles kehrte wieder und stellte sich in einem nicht sehr ehrenvollen Lichte dar.

„Hätte mein Vater sein und mein Benehmen beobachten können," dachte Tage, „wie gründlich würde er mich nicht tadeln und vielleicht verachten; wie hoch würde der strenge und hochsinnige Mann nicht ihn stellen!"

Die Pulse flogen, das Blut brannte, und Tage warf sich unruhig hin und her, indem er in seinen Betrachtungen also fortfuhr:

„Aber ist es denn so sicher daß er, wenn unsere Rollen vertauscht gewesen wären, nicht eben so gehandelt hätte wie ich? Was meinen Vater betrifft, so kann er wahrlich mein Benehmen nicht beurtheilen. Nein, er hat nie erfahren was eine heftige Leidenschaft besagen will. Er hat nie solche Nadelstiche von einem seit Kindesbeinen verhaßten Feind ertragen müssen und weiß also nicht wozu sie führen können."

Tage kam jezt auf das für uns schwache Sterbliche gewöhnliche Gebiet, d. h. er suchte für seine eigene Erbärmlichkeit zu advociren; ja er ging so weit daß er in seiner Lebensrettung durch Lothar nur einen Grund erblickte ihn zu verabscheuen.

Es gibt Leute welche von dem Guten das man ihnen erweist nur erbittert werden, die sich ärgern gegen Jemand in Verbindlichkeit zu stehen, und die einen Grimm auf Jeden werfen der ihnen das Bekenntniß abnöthigt daß sie eine Dankbarkeitsschuld haben. Dieß ist bei allen eigenliebigen und selbst

süchtigen Personen der Fall. Tage gehörte zu dieser Categorie, und wie alle solche Charactere, konnte er leicht eine Richtung zum Bösen annehmen, wenn er sich, wie jezt der Fall war, von dem ganzen Groll seiner verlezten Eigenliebe beherrschen ließ. Tage vergaß nie eine Beleidigung, verzieh niemals wenn man sich gegen ihn vergangen hatte, erkannte keine andere Ueberlegenheit an als seine eigene, und betrachtete alles Gute was man ihm erwies als Etwas wozu er vollkommen berechtigt sei. Dagegen vergaß er immer seine Dankbarkeitsschuld. Bei einem solchen Grundton in seiner Seele war es natürlich daß Lothars Benehmen, statt ihn zu rühren oder seine Erkenntlichkeit zu wecken, einen stillen, aber erhöhten Groll in ihm hervorrief. Dieser wurde um so größer, als er einsah daß er ihn nicht zu Tage kommen lassen durfte. Sämmtliche Cameraden hätten ihr Verdammungsurtheil über ihn gesprochen.

Wagner, der mit wunderbarem Scharfsinn alle Triebfedern verstand die uns zum Bösen führen, und sie mit Meisterhand anzuschlagen wußte, faßte Tages Gemüthszustand vollkommen richtig auf, und da er sich auf seine frühern Berechnungen, so lange er mit Lothar zu thun gehabt, nicht mehr verlassen konnte, sondern sie immer fehlschlagen sah, so beschloß er Tage als Werkzeug zur Beförderung seiner Pläne zu benüzen. Am ersten Tag seiner Krankheit achtete Wagner genau auf jedes Wort, jede Bewegung und jede Veränderung in seinem Gesichte. Als das Fieber etwas nachzulassen begann, verbrachte Wagner lange Stunden am Lager des Patienten und sprach da von gleichgiltigen Dingen. Tage zeigte ein offen=

bares Mißtrauen gegen den Doctor, welchen er als Lothars Freund betrachtete. Eines Tags brachte Wagner das Gespräch auf diesen. Tage verhielt sich gänzlich still; aber der schlaue Arzt, der hinter der Maske der Gleichgiltigkeit seine Absicht verbarg Tage auszuforschen, merkte nur zu gut wie dieser, als er selbst von Lothars reichen und ungewöhnlichen Geistesgaben sprach, sich hin und her drehte wie wenn er auf dem Rost läge. Jezt wußte Wagner genug und unterbrach für dießmal alles weitere Gerede über Lothar. Am folgenden Tag sagte er mit seinem freundlichsten Lächeln, während er Tage den Puls fühlte:

„Sie müssen sich beeilen gesund zu werden, damit Sie vollkommen munter sind wenn wir nach Palermo kommen, und dieß kann bald genug geschehen wenn der Wind sich dreht. Wir haben einen hartnäckigen Gegenwind gehabt, und ich wünsche daß dieser anhält bis es mir gelungen ist Sie wieder herzustellen."

„Was hat meine Gesundheit mit dem Gegenwind zu schaffen?" fragte Tage.

„Eigentlich nichts; aber wenn wir nach Palermo kommen, müssen Sie wohlauf sein, und da dieß noch einige Zeit ansteht, so wünsche ich daß unsere Ankunft daselbst sich verzögere."

„Und warum?"

„Man bereitet Ihnen dort eine Ueberraschung vor." Der Doctor lächelte.

„Mir?"

„Das scheint Sie in Verwunderung zu sezen. Sie kennen doch die Ergebenheit Ihrer Cameraden?"

„O ja, aber Sie sprechen jezt in Räthseln. Palermo, Gegenwind, meine Wiederherstellung, Ueberraschung und Ergebenheit der Cameraden, Sie berühren das Alles auf einmal, ohne daß ich ein Wort davon verstehe."

„Es ist auch nicht die Absicht daß Sie etwas verstehen sollen, da es sich um eine Ueberraschung handelt. Ich habe bereits zu viel gesagt."

„In diesem Fall halte ichs fürs Beste wenn Sie sich vollends aussprechen."

„Meinetwegen, da es Etwas ist was Ihnen Freude machen und folglich zu Ihrer schleunigen Besserung beitragen muß. Ihre Cameraden gedenken bei der Ankunft in Palermo zur Feier Ihrer Rettung ein Mahl zu veranstalten. Das heißt, das Mahl wird für Canitz, Ihren Retter veranstaltet." Des Doctors Augen ruhten auf Tage, der bei diesen Worten seine Farbe wechselte und die Zähne zusammenbiß. Als ob er diese Bewegung nicht bemerkt hätte, fuhr Wagner fort:

„Des Barons Canitz kluger und vorhersehender Kopf verläugnete sich nicht. Er berechnete sehr richtig welchen Vortheil er davon hatte Sie zu retten. Er gewann damit zweierlei: Erstens verpflichtete er Sie zum Danke, und dann erwarb er sich auf einmal die Freundschaft seiner Cameraden. Es ist immer angenehm durch die Bande der Erkenntlichkeit Leute an sich zu fesseln, und Nichts ist leichter als den Edelmüthigen zu s p i e l e n." Der Doctor betonte das Wort spielen.

Er hatte den Samen des Bösen in ein sehr fruchtbares Erdreich ausgestreut, denn Tage umfaßte

mit Begierde den Gedanken daß Lothars ganzes Benehmen eine Folge gemeiner Berechnung sei.

Nach einigen Tagen ankerte die Fregatte auf der Rhede von Palermo. Tage war indeß nicht so weit hergestellt daß er, so lange die Fregatte im Hafen blieb, sie verlassen konnte. Er begnügte sich damit die Cameraden von dem Schmause erzählen zu hören welcher Lothar gegeben wurde; von den Toasten die dabei ausgebracht wurden, von der erhöhten Sympathie die man für den russischen Cameraden, wie man Lothar früher genannt hatte, empfand, von den Abenteuern die man erlebt hatte u. s. w., lauter Dinge die in Tages Seele nur unangenehme Gefühle erweckten.

Endlich nachdem Tage eine ganze Woche lang die Qual ausgestanden entweder von den Vergnügungen seiner Cameraden oder von ihrer innigen Zuneigung gegen Lothar hören zu müssen, wurde er durch die Nachricht erfreut daß die Abfahrt beschlossen sei.

„Wir bekommen Passagiere nach Alexandria mit, eine junge Dame mit ihrem Mann," sagte einer der Cameraden zu Tage, indem er flüchtig in seine Cajüte hereinschaute.

„Das ist mir gleichgiltig," antwortete Tage unwirsch.

Er war demnächst wieder hergestellt, aber dieß machte ihm keine Freude, denn jezt stand der bittere Augenblick bevor wo er mit Lothar zusammentreffen und ihm einige verbindliche Worte für den geleisteten Dienst sagen mußte, und dieß war ihm qualvoller als die schwerste Krankheit. Am Tag wo

das Schiff von Palermo absegelte, zeigte er sich zum ersten Male seit seiner Krankheit im Salon. Er wählte dazu eine Zeit wo Lothar die Wache hatte.

„Nun, lieber Aberney, hast du Canitz getroffen?" fragte Steen.

„Noch nicht," lautete die Antwort.

„Ich hoffe daß die Herren später eben so gute Freunde werden wie sie vorher das Gegentheil waren," bemerkte der Secondlieutenant; „Canitz ist ist ein braver Kerl und hat sich auch im Augenblick der Gefahr als guter Camerad erwiesen. Dieß sind doch Eigenschaften die alle Anerkennung verdienen, oder wie, Aberney?"

„Ganz gewiß," gab Tage zu. Der Secondlieutenant ging auf das Verdeck, nachdem er zuvor einen forschenden Blick in den Spiegel geworfen und sein Haar mit einer gewissen Sorgfalt geordnet hatte.

„Auf Ehre und Seligkeit, die bezaubernde Gräfin hat schon am ersten Tage ihres Aufenthalts dahier sowohl dem Chef als dem Secondlieutenant den Kopf verrückt," bemerkte ein junger Lieutenant. „Seit wir mit der schönen Hexe zur See gegangen, sind die Spiegel wieder zu Ehren gekommen. Es ist doch verdammt angenehm Frauenzimmer an Bord zu haben."

Unser junger Lieutenant stellte sich jezt seinerseits vor den Spiegel und betrachtete mit ungemeinem Wohlbehagen sein frisches, von Gesundheit und Lebenslust zeugendes Gesicht.

„Ach! du sprichst von den Passagieren die nach Alexandria mitfahren wollen?" fiel Tage ein.

„Ja; es ist eine bezaubernde junge Dame."

„Wer ist sie?“

„Die Gräfin Natalie Reinstein, die Gemahlin des Neffen von unserem Chef, eines jungen Hofgerichtsrathes, der an der Schwindsucht und abscheulicher Magerkeit leidet. Gelb wie Pergament, aber reich. Jezt soll das Ehepaar nach Alexandrien; der Graf, um daselbst wo möglich seine Gesundheit und sein verlornes Fleisch wieder zu erhalten, was, wie ich der schönen Gräfin wegen hoffe, sich leicht thun lassen wird. Sie ist schon zwei Jahre mit diesem lebendigen Skelett verheirathet, und da der Graf schon damals eine baufällige Ruine war, als er sein Schicksal mit dem ihrigen vereinigte, so meine ich es wäre endlich Zeit daß der Tod das Band löste das nicht von der Liebe geflochten worden ist.“

„Und ein solches Weib kannst Du bezaubernd nennen?“ fiel Tage ein.

„Ja, mein Freund. Je mehr vom Teufel und je weniger von einem Engel bei einer Dame zu finden ist, um so gefährlicher ist sie. Ich meines Theils verabscheue jene holdseligen, milden, hingebungsvollen Engel die sich Jahr aus Jahr ein gleich bleiben; rein wie Schnee, einförmig wie eine Windstille, und verdrießlich wie die Langeweile selbst. Nein, das Weib das ich lieben will muß ein bezaubernder kleiner Satan sein, der mich quält und bethört, ganz wie unsere Gräfin.“

„Glück zu!“ sagte Tage.

„Was Dich betrifft, mein lieber Aberney, so kann ich Alles daran sezen daß Du Dich wahnsinnig in sie verliebst.“

„Ich?“ Tage sah seinen Cameraden mitleidig

an. „Der Tag bricht nicht an wo ich mich von einem Weibe bethören lasse."

Diese Aeußerung Tages wurde von seinen Cameraden mit schallendem Gelächter aufgenommen, und zehn Minuten lang blieb er die Zielscheibe ihrer schärfsten Wize. Dann kam das Gespräch wieder auf die Gräfin.

„Ich sah und sprach sie in Neapel auf dem San-Carlo-Theater," sagte einer der Offiziere. „Erinnerst Du Dich der Dame die Madame Dorbino begleitete? Sie war keine andere als unsere liebenswürdige Gräfin."

„Sie soll mit der berühmten Sängerin verwandt sein," bemerkte ein anderer Offizier; „wenigstens sagte sie es selbst."

„Aber die Gräfin ist ja eine Schwedin," meinte ein Dritter, „und Madame Dorbino eine Französin?"

„Ganz richtig; aber das hindert nicht daß die Gräfin doch mit ihr verwandt sein kann. Seit Dampfboote und Dampfwagen im Brauche sind, hat man in allen Welttheilen Brüder und Schwestern. Man ist nie sicher ob man nicht bei einer Reise auf einen nahen Verwandten stößt."

Während man im Salon schwazte und plauderte, bis es zehn Uhr schlug und das Exercitium begann, stand Lothar auf dem Verdeck und unterhielt sich mit einer jungen Dame welche die leicht gekräuselte Wasserfläche betrachtete, während sie mit ihren Quasten und ihrer Mantille spielte.

„Aber mein Gott," sagte die Gräfin Reinstein, „wie können Sie behaupten daß das Leben am Bord angenehm sei? Mir kommt es mörderisch langweilig

vor, und man muß entweder Misanthrop oder ein höchst beschränkter Geist sein um dieses Herumstreichen auf dem Ocean angenehm zu finden. Nennen Sie mir einen einzigen von den Genüssen welche der Aufenthalt auf dem Meere bietet!"

„Wenn ich sie auch alle aufzählte, so würden Sie, Frau Gräfin, sie doch nicht verstehen, und deßhalb überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden ob ich und meine Cameraden Misanthropen oder Dummköpfe sind." Lothar sagte dieß mit einer gewissen ironischen Artigkeit.

„Meine Bemerkung war vielleicht etwas zu scharf," versezte die Gräfin lachend; „aber dieß kommt daher daß ich schon zum Voraus einsehe wie unendlich langweilig ich es bekommen werde. Gewiß sterbe ich vor Langeweile ehe ich Alexandrien erreiche."

„Unmöglich, Frau Gräfin, Sie sind ja schon an diesem ersten Tag Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden."

„Wirklich? Darauf habe ich nicht Acht gegeben."

„Welches Unglück für den Chef, den Secondlieutenant und alle meine Cameraden daß ihre Bemühungen ihnen nicht besser gelungen sind! Seien Sie überzeugt, diese Herren werden alle ihre Kräfte aufbieten um Ihnen die Zeit möglichst zu verkürzen."

„Der Chef, der Secondlieutenant und alle Ihre Cameraden haben also die schöne Absicht mich zu zerstreuen?"

„Ich bin es vollkommen überzeugt, und Sie selbst, Frau Gräfin, haben es gewiß schon bemerkt."

„Nun denn, und Sie?"

„Ich?" Lothar verbeugte sich und antwortete

mit kaltem Lächeln: „Ich liebe die Meerfrau zu sehr, als daß ich auch nur einen Versuch machen sollte irgend einer andern Frau angenehm zu sein."

„Sie sind nicht besonders artig, Baron Canitz."

„Bitte um Verzeihung; ich bin ja Seemann." — Lothar verließ die Gräfin, denn jezt wurde zu den Abtheilungen geblasen. Sauber, zwar in den Arbeitskleidern, aber doch vollkommen seemannsmäßig, kam jezt die Mannschaft auf das Verdeck, stellte sich mit der Schnelligkeit und Schweigsamkeit die alle Handlungen auf einem Kriegsschiff auszeichnet, und erwartete die Ankunft der Offiziere. Der Dienst rief Lothar weg von der liebenswürdigen Gräfin, die, als die einzige Dame unter diesen rauhen bärtigen Männern, in Wahrheit nur allzu gut mit seiner geliebten Meerfrau verglichen werden konnte, welche aus ihren Perlensälen emporstieg um ihre Söhne ein einziges Mal lebendig zu schauen, bevor sie dieselben in die Arme des Todes schloß.

Lothar musterte seine Abtheilung, vernahm den Rapport, wies einige Leute wegen Saumseligkeit zurecht und sprach ein Paar freundliche Worte zu einem alten Matrosen der lächelnd sein Priemchen drehte und auf die übliche Weise meldete daß es nichts Neues gebe.

Jezt trat der Secondlieutenant zu der Gräfin, und unter lebhaften Gesprächen spazierten sie auf dem Verdeck hin und her, bis es zehn Uhr wurde.

Um eilf, als das Exercitium vorüber war und Lothar in den Salon trat, fand er Tage dort ganz allein. Es war das erste Mal seit seiner Genesung daß sie einander wieder sahen. Bei Tages Anblick

fühlte sich Lothar etwas belästigt. Mit dem ihm angebornen Zartgefühl begriff er sehr wohl daß Tages Stellung höchst unangenehm sein mußte; er beschloß daher augenblicklich zu thun als ob gar nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre und ging mit einem ganz kalten Gruß an ihm vorüber. Tage dagegen erblickte in diesem Benehmen nur den verlezendsten Uebermuth und wurde dadurch gereizt. Gleichwohl ging er zu Lothar vor und sagte mit einem scharfen, schneidenden Ton, der nur zu deutlich bewies daß seine innere Stimmung nicht mit den Worten harmonirte welche die Höflichkeit ihm abnöthigte.:

„Herr Lieutenant, ich bin Ihnen für die Rettung meines Lebens verpflichtet und wünsche Ihnen dafür zu danken." Er war bleich, die blauen Augen blickten mit einem düstern Ausdruck auf Lothar. Er trug seinen Kopf höher als gewöhnlich.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig," antwortete Lothar. „Ich habe bloß eine Pflicht erfüllt, was Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden."

„Daran zweifle ich," dachte Tage.

„Wenn es heißt: Ein Mann über Bord, so ist dieß für Alle eine Aufforderung ihm beizustehen; daß ich der Erste war der zur Rettung herbeieilte, und daß der Mann gerade Sie waren, ist bloß ein Spiel des Zufalls."

„Das ist wahr. Wenn Sie vorher gewußt hätten wen Sie retteten, so wären Sie vielleicht nicht der Erste gewesen," fiel Tage mit einem Lächeln ein, welches zu viel Hohn verrieth um nicht die in seinem Innern verborgene Bitterkeit bloßzustellen, zugleich aber bewies daß er nicht begreifen konnte oder be-

greifen wollte daß von seinem Feind etwas Großes oder Edles ausgehen könne.

„Glauben Sie das wenn Sie wollen, so stehen Sie in keiner Verpflichtung gegen mich," antwortete Lothar stolz und ging von ihm weg.

Zwei Tage nachher hatten Lothar und Tage wieder die Wache zusammen.

Tage, der seit seiner Genesung mit Widerwillen an die Wiederaufnahme seines Dienstes und die Zeit die er noch auf der Fregatte zubringen mußte gedacht hatte, war gleichwohl nach Verlauf einiger Tage zu einer etwas bessern Laune gekommen. Er schenkte seinem äußern Menschen mehr Sorgfalt und auf seinem Gesicht zeigte sich zuweilen der Reflex eines heitern Lächelns. Um es kurz zu sagen, er hatte dasselbe Interesse für die schöne Gräfin gewonnen wie seine Cameraden.

Was an ihr war es was ihn beim ersten Anblick überraschte? Ein Etwas das an Schuldfried erinnerte. Es bestand eine erstaunliche Aehnlichkeit zwischen ihnen in Bezug auf Wuchs, Bewegungen, die Art den Körper zu tragen, den Kopf zu halten, ja sogar ihr Lachen war das gleiche. Wenn man die Gräfin Natalie im Rücken sah und sie scherzen oder lachen hörte, so gerieth man in die größte Versuchung sie für Schuldfried zu halten; aber wenn sie sich umwandte, lag in diesem Gesicht nicht der mindeste Zug der an die regelmäßige Physionomie des finnischen Mädchens erinnerte. Tage war von der Aehnlichkeit entzückt, und die Gräfin erweckte sein

Interesse in so hohem Grad, daß er sich in ihrer Gesellschaft glücklich fühlte, sich nach ihr sehnte wenn sie abwesend war, und alle Unannehmlichkeiten des Lebens in ihrer Nähe vergaß.

„Die Aehnlichkeit mit Schuldfried ist es die mein Gemüth fesselt," sagte Tage zu sich selbst. „Wenn sie spricht, so ist es als ob Schuldfrieds Stimme mein Ohr liebkoste; wenn ich sie gehen oder sich bewegen sehe, so vergesse ich was vorgefallen ist und meine mich in vergangene Zeiten zurückversezt, und wenn der Schall ihres fröhlichen Lachens an mein Ohr schlägt, so ist es mir als ob ich noch Knabe wäre und mich an Schuldfrieds kindlichen Possen betheiligte."

Es war ein lieblicher Wahn welchem Tage sich gänzlich hingab. Die Gräfin, eine sehr gefallsüchtige Dame, sah sogleich daß seine Aufmerksamkeit und Galanterie von anderer Art war als bei seinen Cameraden. Deßhalb erfreute sie ihn mit größerer Gunst als die andern. Sie sprach im Ernst und im Scherz mit ihm und ließ sich sogar auf lange Erörterungen ein. Für ihn hatte sie immer ein freundliches, zuweilen sogar herzliches Lächeln; genug, Jedermann sah daß Aberney der Günstling der Gräfin war. Allerdings gab es auch Augenblicke wo sie sich ungeheuer viel mit Lothar beschäftigte und ihm eine Huldigung abzwingen zu wollen schien die er auf dem Altare ihrer Eitelkeit darzubringen ganz und gar keine Lust zeigte.

Auch Lothar hatte die Aehnlichkeit zwischen Schuldfried und der Gräfin bemerkt, aber auf ihn

übte sie keine entzückende Wirkung aus, sondern eher das Gegentheil.

„Sie gleicht Schuldfried wie eine Caricatur ihrem Original gleicht," dachte Lothar. „Was bei Schuldfried hinreißende Natur und Wahrheit war, ist bei ihr Kunst und Studium. Ihr Anblick quält mich, weil sie beweist daß die Anmuth und Grazie die bei gewissen Menschen Naturgaben sind von andern copirt werden können. Diese Schäze von Aufrichtigkeit und wahrer Unschuld lassen sich auch durch Kunst wiedergeben. Es ist mir als ob sie etwas Heiliges profanirte, wenn ich bei ihr eine Bewegung sehe die an Schuldfried erinnert."

Die Folge war daß Lothar, im Widerspiel gegen seine Cameraden, der Gräfin auswich, so weit die Höflichkeit es gestattete. Er war indeß zu sehr Gentleman um auch nur einen Augenblick zu vergessen was eine Dame von einem gebildeten Manne zu fordern berechtigt ist. Höflich wenn er mit ihr zusammentraf, zeigte er gleichwohl eine solche Kälte und einen solchen Mangel an Interesse, daß man wohl einsah wie seine verbindlichen Worte und die Aufmerksamkeit die er ihr schenkte keinen andern Grund hatten als die Gewohnheit sich gegen Damen im Allgemeinen so zu benehmen; eine Gewohnheit welche sich Jeder aneignet der in höhern Gesellschaftskreisen gelebt hat. Allerdings schimmerte zuweilen eine unterdrückte Ueberlegenheit hervor, ein Etwas das sagte daß er dem schönen Geschlecht schmeichelhafte Redensarten und Artigkeiten zuwerfe, gerade wie man den Kindern Spielsachen zuwirft um ihre Wünsche zu befriedigen. Dieß mußte eine

Dame reizen die, wie Natalie, Verstand genug besaß um Lothars feines Lächeln zu deuten.

Eines Abends, als die Gräfin verschiedene vergebliche Versuche gemacht hatte ihm ein lebhafteres Interesse als das bloßer Höflichkeit abzunöthigen, finden wir sie auf dem Verdeck. Es war acht Uhr, die erste Wache hatte begonnen. Tages Plaz war wie gewöhnlich auf dem Backbord, Lothar stand auf dem Hintertheil beim Hauptmast.

Natalie stellte an Lothar einige Fragen über Egypten, die Sitten und Gebräuche daselbst u. s. w. Nachdem er ihr die gründlichsten Aufschlüsse ertheilt hatte, entstand eine Pause. Tage betrachtete Lothar mit neidischen Augen; in den lezten Tagen kam es ihm vor als ob Lothar die Aufmerksamkeit der Gräfin zu stark in Anspruch nähme. Plözlich unterbrach Natalie die entstandene Pause und fragte Lothar, der dicht neben ihr stand und zu den eingesezten Segeln hinaufblickte:

„Wie lange hielten Sie sich in Neapel auf?"

„Wir lagen etwas über vierzehn Tage dort," antwortete Lothar. Es zuckte unwillkürlich in seinen Gesichtsmuskeln. Das Wort Neapel erinnerte ihn gar zu lebhaft an den bittern Schmerz den er noch vor so kurzer Zeit erlitten hatte.

„Sie kennen ja Madame Dorbino?" Die Gräfin fixirte Lothar mit einem durchdringenden Blick. Sein Gesicht blieb unverändert als er eine verneinende Antwort gab.

„Nicht? Ich hätte indeß mein ganzes Vermögen an das Gegentheil gesezt."

„Es ist möglich daß ich sie unter einem andern Namen kannte. Wie hieß sie als unverheirathet?"

„Ich habe ihren Familiennamen nicht gehört."

„Sie sind ja mit der berühmten Sängerin verwandt?"

„Ich bin mit ihrem verstorbenen Manne verwandt. Als ich ihre Bekanntschaft machte, war sie bereits Wittwe. Sie kennen wohl ihre frühern Schicksale?" Wiederum betrachtete Natalie den Baron mit einem prüfenden Blick.

„Nein, meine gnädige Gräfin, ich weiß von ihr weiter nichts als was ich in den Zeitungen erfahren habe."

„Sonderbar!" Nataliens Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Was finden Sie Sonderbares daran? Ich habe, während sie berühmt wurde, weder London noch Paris besucht, und kann also keine Gelegenheit gehabt haben sie zu hören oder kennen zu lernen."

„Aber sie kennt Sie?"

„Hat sie es gesagt?"

„Dieß nicht, aber ich weiß es."

„Dann wissen Sie, schöne Gräfin, vielleicht mehr als Madame Dorbino selbst." Lothar lächelte ironisch.

„Ha! Herr Baron, jezt kommen Sie wieder mit Ihren Sarcasmen."

„Bitte um Verzeihung, Sie thun mir Unrecht; ich sezte bloß dieselbe Lebhaftigkeit in Ihrer Phantasie voraus wie in Ihren Augen."

„Es kommt immer besser. Sie behaupten also daß ich Geschichten erfinde?“

„Frau Gräfin, ich behaupte das nie von einer Dame; aber ich glaube daß Sie sich täuschen konnten.“

„Ganz und gar nicht. Das will ich sogleich beweisen. Während meines Aufenthaltes in Neapel, als ich mit Madame Dorbino beisammen war, nannte Jemand eines Abends im San-Carlo-Theater gesprächsweise Ihren Namen. Da wurde sie aufgeregt und fiel mit einigen Fragen über Sie ein. Als wir das Theater verlassen hatten, war sie sehr betrübt und antwortete ausweichend auf meine Frage ob sie Sie kenne. Kurz und gut, Alles berechtigte mich zu dem Schlusse daß ...“

Die Gräfin hielt inne als wollte sie Lothar Gelegenheit verschaffen ihren Saz zu ergänzen; aber er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen, und zwar mit einer Miene die von der vollkommensten Gleichgiltigkeit zeugte.

Es entstand eine Pause ohne daß Natalie ihren unterbrochenen Saz vollendete. Lothars Gedankengang hatte inzwischen eine andere Richtung genommen. Dießmal war e r es der das Schweigen unterbrach.

„Wie lange verweilten Sie in Neapel, Frau Gräfin?“

„Vier Wochen. Madame Dorbino und ich reisten von Rom aus zusammen.“

„Trafen Sie in lezterer Stadt einige Schweden?“ Lothar fragte dieß ohne Natalie anzusehen.

„Ja, ich traf einige Landsleute. Wünschen Sie

vielleicht über den Aufenthalt von Jemand Aufschlüsse zu erhalten?"

„Kannten Sie zufällig eine Fräulein Smith, eine geborne Finnin?" Nur mit einer gewaltigen Anstrengung bemeisterte Lothar seine Stimme, so daß sie vollkommen ruhig war als er diese Worte sagte.

Die Frauen besitzen im Allgemeinen ein eben so feines Ohr als Auge, besonders wenn sie Jemand ausforschen wollen. So auch Natalie. Obschon Lothars Gesicht sein kaltes Gepräge behielt, erkannte sie gleichwohl eine gewisse Unsicherheit in der Stimme, welche ihr sagte daß die Person deren Namen sie jezt aussprach eine hohe Wichtigkeit für ihn hatte. Augenblicklich war daher ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich von der Richtigkeit ihrer Beobachtung überzeugen und sich sodann den Spaß machen Lothar möglichst zu quälen. Es ist immer gefährlich eine Frau einen schwachen Punkt im Herzen eines Mannes entdecken zu lassen: er kann dann darauf rechnen daß er einen wahren Plaggeist in ihr bekommt.

„Ja, ich machte wirklich in Neapel die Bekanntschaft eines Fräuleins Smith von Finnland," antwortete Natalie.

Lothar wandte sich hastig zu ihr.

„Sie war also zugleich mit Ihnen in Neapel?"

„Ja."

Lothars Brust hob sich einige Secunden lang unruhig; darauf versezte er mit der größten Anstrengung um Ruhe zu erkämpfen:

„Hatte sie Neapel verlassen als Sie abreisten?"

„Sie wollte sich am folgenden Tage weg begeben."

„Und wohin wollte sie da reisen?"

„Herr Baron, diese Frage gedenke ich nicht zu beantworten." Die Gräfin wollte sich entfernen, aber Lothar sagte:

„Ein Wort, Frau Gräfin: warum verweigern Sie mir eine Antwort? Sie können unmöglich ein Interesse daran haben zu verschweigen wohin Fräulein Smith reiste oder wo sie sich aufhält, im Fall Sie es wissen."

„Welches Interesse haben Sie es wissen zu wollen?" Die Gräfin sah ihn an.

„Der Friede, das Glück und die Zukunft eines Menschen hängt davon ab."

„Schöne Worte um Ihre Neugierde zu bemänteln. Durch mich werden Sie diese Befriedigung nicht erhalten."

„Gräfin, kennen Sie also wirklich ihren gegenwärtigen Aufenthalt?"

„Allerdings."

„In diesem Fall beschwöre ich Sie bei Allem was heilig ist, ihn mir zu sagen."

Jezt schlug es neun Uhr.

„Gute Nacht, Herr Lieutenant!" sagte die Gräfin lächelnd. „Man muß jezt in die Cajüte gehen."

„Sie wollen also meine Bitte nicht gewähren?"

„Nein. Durch mich erfahren Sie nichts." Sie lachte.

„Ist das Ihr leztes Wort?"

„Ja, mein leztes, und Sie können sich darauf verlassen daß ich es halte."

„Nun wohl, so hören Sie auch das meinige: Bis Sie mir Fräulein Smiths Aufenthalt sagen,

werde ich Sie mit meinen Fragen verfolgen und so bespähen, daß es mir entweder durch List, Ueberredung oder andere Mittel endlich gelingen muß auszumitteln was Sie verschweigen wollen; wenn Ihnen dann meine Zudringlichkeit Widerwärtigkeiten bereitet, haben Sie es lediglich sich selbst zuzuschreiben. Ich muß um jeden Preis von Ihnen erfahren wo sie sich befindet."

„Leere Worte, Herr Lieutenant: in Alexandrien trennen wir uns."

„Aber ich werde Sie wieder finden und dann werden Sie meinen Wunsch erfüllen."

„Nie!"

Die Gräfin verließ das Verdeck. Tage war wüthend über das lange Gespräch zwischen ihr und Lothar. Sie hatte ihn also gänzlich vergessen und sich nur mit Lothar beschäftigt, der sich ihm immer und überall in den Weg stellte.

Tags darauf finden wir Natalie und Tage auf der Batterie stehend und durch eine der Kanonenlucken sehend.

„Was fehlt Ihnen, Herr Lieutenant, Sie sehen so verdrießlich aus," sagte Natalie scherzend.

„Mir fehlt Nichts und doch Alles," antwortete Tage und schaute der jungen Dame dreist in die Augen.

„Das ist sehr viel und sehr wenig auf einmal."

„Ganz richtig, und doch besteht unser Glück sehr häufig aus Wenig oder vielmehr aus Nichts."

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht so ernsthaft, das läßt Ihnen schlecht." Natalie lächelte mit einem kindlichen Ausdruck der an Schuldfried erin-

nerte. „Scherz und Freude gebühren Ihrem Alter, Ihrem Stande und Ihrem Aussehen. Ich kann ernste und feierliche Mienen nicht ertragen.“

„Und dennoch interessiren Sie sich so sehr für Canitz. Er scherzt selten und lächelt beinahe nie.“

„Wer hat Ihnen gesagt daß ich mich für ihn interessire?“ Natalie hielt ihren Kopf schief und schaute darein wie ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Tage wurde ganz warm ums Herz. Er vergaß sogar in dieser Bewegung eine Aehnlichkeit mit Schuldfried zu finden, so bezaubernd fand er die Gräfin.

„Meine Augen haben mirs gesagt,“ antwortete Tage mit einem festen Blick auf die gefährliche Sirene.

„Dann haben Sie schlechte Augen, Herr Lieutenant.“ Natalie wandte sich von ihm ab und blieb lange still stehen, in einer Haltung welche Tage sagte daß sie mißvergnügt sei.

„Sie sind böse?“ fragte er endlich.

„Ja.“

„Aber, mein Gott, über was? Wenn meine Augen mich täuschen, so . . .“

„So müssen Sie über sich selbst gebieten; ich will nicht die Vertraute derselben werden.“

„Hören Sie mich gütigst an. Wenn man sich in der Gegenwart einer Person sehr glücklich fühlt, so beneidet man Alle welche das Glück genießen das man selbst so hoch stellt. Sehen Sie, das ist mein ganzer Fehler. Ich beneidete Canitz um die Freundlichkeit die Sie ihm schenkten.“

„Dann sind Sie ein großer Thor,“ rief die Gräfin lächelnd. „Ich quälte ihn ja nur beständig.“

„Auch das kann zuweilen ein Glück sein.“

„Möglich; aber für ihn war es das Gegentheil, davon bin ich fest überzeugt. Er kann mich so wenig ausstehen als ich ihn. Wir haben eine natürliche Antipathie gegen einander.“

„Sprechen Sie aufrichtig, Frau Gräfin?“

„Ich bin immer aufrichtig. — Sie kennen ja die Vergangenheit des Barons Canitz, nicht wahr?“

„Ein wenig.“

„Wissen Sie ob er verliebt war?“

„Wer von uns Sterblichen ist es nicht gewesen?“ fragte Tage ausweichend.

„Das ist keine ehrliche Antwort,“ meinte die Gräfin ungeduldig. „Ich will wissen ob er in Jemand sterblich verliebt war.“

„War ist nicht das rechte Wort, denn ich glaube daß er es noch ist.“ Tages Gesicht verfinsterte sich. Das flüchtige Behagen des Augenblicks verging, als seine Gedanken zu der Vergangenheit und zu der unglückseligen Neigung zu Schuldfried zurückkehrten, die jezt in ihrer ganzen Stärke vor ihm stand.

„Kennen Sie den Namen seiner Angebeteten?“

„Nein.“

Die Gräfin betrachtete ihren Bewunderer und brachte etwas Anderes aufs Tapet, wobei es ihr gelang einige Minuten die Schatten zu verscheuchen welche das Gespräch über Lothar hervorgerufen hatte.

Eine Weile nachher kam Lothar auf die Gräfin

zu. Bei seinem Anblick verließ Tage sogleich seinen Plaz.

Von diesem Tage an konnte man sagen daß Lothar die Gräfin beinahe verfolgte. Sobald er sie sah, war er an ihrer Seite, aber er belagerte sie ganz und gar nicht mit Bitten oder Fragen, sondern sprach mit ihr von Reisen, vom Aufenthalt an verschiedenen Orten und verwickelte die junge Dame manchmal so in ihrem Gespräche, daß sie sich beinahe verrathen mußte. Entweder war sie beständig auf ihrer Hut und bemerkte Lothars Absicht, oder auch war die ganze Bekanntschaft mit Fräulein Smith bloß fingirt, denn sonst hätte sie bei den plözlichen Wendungen welche Lothar dem Gespräche gab schlechterdings manchmal ein aufklärendes Wort sagen müssen. Lothars oft sonderbare Art und Weise ein Gespräch zu führen hatte bloß zur Folge daß sie sich daran amüsirte und daß Tages Neid geweckt wurde. Da man Natalie und Lothar oft beisammen sah, so zogen die Cameraden ihn wegen seiner hartnäckigen Hofmacherei auf. Dieser Scherz war für Tage eine neue Hölle, versezte sein Blut in wilde Gährung und gab seiner Bewunderung für die Gräfin eine qualvolle Heftigkeit. Er konnte es nicht ertragen Lothar und sie mit einander sprechen zu sehen. Es war ihm unausstehlich ihr Lachen zu hören wenn Lothar mit ihr sprach; obschon er nicht wagte sich dadurch lächerlich zu machen daß er gegen Natalie seinen Verdruß darüber merken ließ, so konnte er doch nicht verhindern daß sein Gesicht das Gepräge all der Eindrücke annahm die ihn beherrschten; aber dann brauchte Natalie bloß auf ihre

eigenthümliche kindliche Art zu lächeln, so verflogen die Wolken von seiner Stirne und er vergaß allen Aerger um sich von seinem Vergnügen an ihrer Gesellschaft aufs Neue berauschen zu lassen. Wohl ihnen Allen daß die Fregatte endlich in Alexandrien ankerte! Nur Gott im Himmel weiß, zu welcher neuen Thorheit oder Erbärmlichkeit Tage sich durch seinen Neid und Zorn hätte verleiten lassen, wenn Natalie noch weiter mitgefahren wäre. Eine traurige Wahrheit ist es daß überall wo ein Weib auftritt Zank und Zwietracht entsteht. Sind daran die Weiber Schuld oder die Männer? Beantworte die Frage wer will.

Ende des zweiten Theils.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Smith,

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

5 Bände. Thlr. 2. — fl. 3.

Das Erbe oder die Lehren des Lebens.

4 Bände. Thlr. 2. 4 Sgr. — fl. 3. 12 kr.

Der junge Prätendent oder vor hundert Jahren.

3 Bände. Thlr. 1. 2 Sgr. — fl. 1. 36 kr.

Die Abtei Carrow.

4 Bände. Thlr. 1. 10 Sgr. — fl. 2.

Der Glückssoldat.

2 Bände. 28 Sgr. — fl. 1. 24 kr.

Sein und Schein.

3 Bände. Thlr. 1. 14 Sgr. — fl. 2. 12 kr.

Milly Moyne.

5 Bände. Thlr. 2. — fl. 3.

J. F. Smith gehört zu den beliebtesten Novellisten der Neuzeit. Seine Werke haben in England, Amerika, Frankreich und Spanien die glänzendsten Erfolge errungen; seine Erzählungen geben eine meisterhafte Beschreibung des häuslichen Lebens, skizziren auf das Genaueste die verschiedenen Phasen des menschlichen Charakters und offenbaren einen solchen Einblick in das menschliche Herz, eine solche Kenntniß der menschlichen Natur, wie dies selten einem Schriftsteller gelungen und wie es nur wahrhaft großen Autoren möglich ist.

Die Charaktere, welche Smith zeichnet, sind Wirklichkeiten, die Scenen, die er beschreibt, sind keine bloßen Phantasiebilder, die Geschichten, die er zu Tage bringt, haben eine innere Wahrheit. Der hohe moralische Ton seiner Compositionen ist ein stark ausgeprägter, sehr ehrenvoller Zug. Während er stets als unbeugsamer Vertheidiger der Armen, Unglücklichen und Unwissenden auftritt, scheut er sich nie, das Laster, sei es in Lumpen oder Purpur gehüllt, laut zu verklagen. Wir glauben voll Zuversicht, daß Smith auch ein entschiedener Günstling des deutschen Publikums wird, wozu wir durch gediegene Uebersetzung und äußerst billigen Preis das Unsrige beitragen.
